

# VERBODEN

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 8. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 23. Februar 1864. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. X. Jahrgang.

## Vererbtes Leben.

Novelle

von Theodor Reinwald.

(Schluß.)

X.

### Das enthüllte Räthsel.

Was auf diesen schweren, schauerlichen Moment folgte, wo die unerbittliche Wahrheit sich allen aufdrängte und jeder Zweifel, jeder Versuch, das entlohene Leben zurückzubringen, machtlos blieb, — wer vermöchte es zu schildern! Stunden der Trauer und des Grames, der Klagen und Thränen, dumpfe, betäubende Stille, und dann wieder die lauten und verletzenden Töne, womit die unabwieslichen Forderungen der Außenwelt das leidende Gemüth nicht verschonen — alles dies ging während dieser beiden Tage vorüber, indeß an dem stillen Hause des Todes dieselbe liebliche Luft vorbestrich und derselbe goldige Sonnenstrahl auf dem gerötheten Laubwerk ruhte, wie vorher.

Abelheids Thränen hatten sich erschöpft; die Lethargie des Schmerzes trat jetzt an die Stelle der ersten leidenschaftlichen Ausbrüche; aber wenn die Thränenquelle verstopft, öfnet sich damit noch nicht die für den Trost empfängliche Stelle — es ist eine dumpfe Pause, wo das Bewußtsein eines grausamen Schlags vorhanden ist, aber auch nichts weiter.

Constanze wußte diesen Zustand vollkommen aufzufassen, und so verzweckte sie auch keine Bemühung zu trösten, wo die Empfänglichkeit dazu noch fehlte; nur stumme, wohlthuende Liebe, zarte, schwermüthige Sorgfalt widmete sie dem verwaisten Mädchen, während Nieding mit Umsicht die nöthigen Anordnungen traf, welche eigentlich dem Sohne des Hauses zufielen, von diesem aber schweigend auf Nieding übertragen wurden.

Friedrich Neiland hatte seit dem Augenblick, wo ihm jene Worte am Lager seiner todtten Mutter entfallen waren, kaum mehr die Lippen geöffnet. Er erbob sich mit wirren Blicken und verzerrten Zügen und schloß sich dann ein, um nur auf kurze Momente sichtbar zu werden, wenn Nieding oder irgend jemand sonst ihn sprechen mußte.

Man sah indeß, mit welcher peinlichen Anstrengung es geschah und es lag eine solche fast ehrfurchtgebietende Größe in seiner Trauer, daß unwillkürlich eine gewisse Scheu jede weitere Berührung von ihm fern hielt. Mit einem stummen Kopfnicken, mit einem beinahe krampfhaften Händedruck, mit einem langen, düstern Blick beantwortete er Niedings oder Constanzens Fragen und dann bat er immer wieder: „Läßt mich allein!“

Dennoch blieb während dieser ganzen Zeit, wo er fast unausgeseht im einsamen Selbstverkehr auf seinem Zimmer weilte, ein gewisser Zug von finsterner Energie in seinem Wesen, ein Entschluß stand auf seiner gesuchten Stirne und er schien nur den Moment abzuwarten, wo er all den in ihm arbeitenden Gedanken und Gefühlen Ausdruck geben wollte.

Er hatte seit dem unglücklichen Morgen Abelheid nur einmal gesehen, doch da wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt; ihr athemloses Schluchzen und die ganze in ihrer Haltung ausgeprägte Trostlosigkeit ihrer Lage erforderte seine volle Kraft, um die Fassung zu bewahren, ja er floh endlich, unvermögend, diesen Anblick noch weiter zu ertragen.

Jetzt indeß, an diesem Abend, fühlte er sich entschlossen, der Kampf war beendet. Es war, als ob die ursprüngliche Kraft seiner Natur endlich unter der lastenden Fessel sich hervorgear-

beitet hätte — er sah aus wie Einer, der dem Schicksal die Stirne zu bieten bereit ist. Er ging hinab zu dem stillen Zimmer, wo in düsterner Feierlichkeit die irdischen Reste der Entschlafenen ruhten.

Auf schneeweiße Kissen gebettet lag das zarte, gelblichblasse, vom Todesschlummer sanft geküßte Antlitz, dessen Unbeweglichkeit nichts Abschreckendes hatte. Flackernde Lichter brannten zu beiden Seiten der schwarzbehangenen Erhöhung und warfen ihren unruhigen Schein in die im Zimmer herrschende Dämmerung, welche die dicht geschlossenen Vorhänge erzeugte. Draußen fiel der schräge Sonnenstrahl des Abends an die Wand und durchdrang mit warmer Nähe das Blättergestrich. Gegen den See hin stand ein einziges Fenster offen und von dort wehte es kühl über die grauen Locken der Verklärten und der bleiche Tagesgeschimmer vom östlichen Himmel goß seinen schwachen Widerschein auf ihre friedlichen Züge.

Neiland wußte, daß Abelheid jetzt hier sein werde, daß sie hier manche Stunde bete, weine und trauere; — er sah sie jedoch nicht sogleich. In stummem Schmerz war sie herabgesunken auf die unterste Stufe und das Gesicht thränenmüde in den Händen verborgen, lag sie mit dem Kopf auf der Kante, deren dunkler Behang sich mit den Falten ihres Kleides vermischte.

Neiland näherte sich langsam und blieb mit verschlum-

nach einer Stütze suchend, faßte sie mechanisch die Ecke des Sarges. Endlich fand sie die Kraft zu sprechen und mit einem tief anklagenden: „O mein Gott!“ verbüllte sie ihr Gesicht und wandte sich ab, als könnte sie den Anblick dieses Mannes nicht ertragen, der nicht ihr Bruder war.

„Fort, fort,“ stammelte sie in halber Geistesverwirrung, „was wollen Sie noch hier? — O großer Gott, bin ich denn wahnsinnig? Ist es denn möglich? Ein Betrug, ein solcher Betrug! Mutter, Mutter, hörst Du es nicht? Er ist nicht Dein Sohn, nicht mein Bruder — ich stehe allein in der Welt — o laß mich mit Dir gehen!“

„Abelheid!“

Er sprach dieses eine Wort mit so tiefem, eigenthümlichen Klang, als sollte es eine scheidende Seele ins Leben zurückrufen. Dieser Ton schlug in ihr Herz und belebte dort alle die Gefühle der Sympathie, womit sie ihn seit lange betrachtet hatte, ihn, der ihr so viel gewesen und jetzt mit einemmale nichts sein sollte. Sie schlug die Blicke zu ihm auf und begegnete seinem offenen, wenn auch düstern Auge, sie gewahrte den Ausdruck von Schmerz auf seiner Stirne, die Linien zwischen seinen Brauen, die Gram und Reue verriethen, und doch sprach etwas aus seiner ganzen Haltung, das jeden Gedanken an eine niedrige Handlung ausschloß und redete jeder Zug seines edelgeformten Gesichts dafür, daß keine gemeine Schuld ihn belassen könne.

„Abelheid!“ sagte er noch einmal, „verdammten Sie mich nicht ungehört! Im Angesichte dieser Todten beschwöre ich Sie — ich wage den theuern Schwesternamen nicht mehr anzusprechen — gestatten Sie mir die Vertheidigung, die ich auch Ihnen vor allen schuldig bin. Ich kam hieher mit dieser Absicht, denn keine Stunde länger sollte die Last einer Verstellung auf meinen Schultern lasten, die seit so vielen Wochen die Dual meiner Tage, das Gespenst meiner Nächte war. Da diese Augen geschlossen und diese Lippen verstummt sind, darf mein Mund die Siegel sprengen und meine Brust wieder freier athmen — glauben Sie mir, daß ich schwer unter diesem unseligen Vermächtniß eines Sterbenden gelitten habe!“

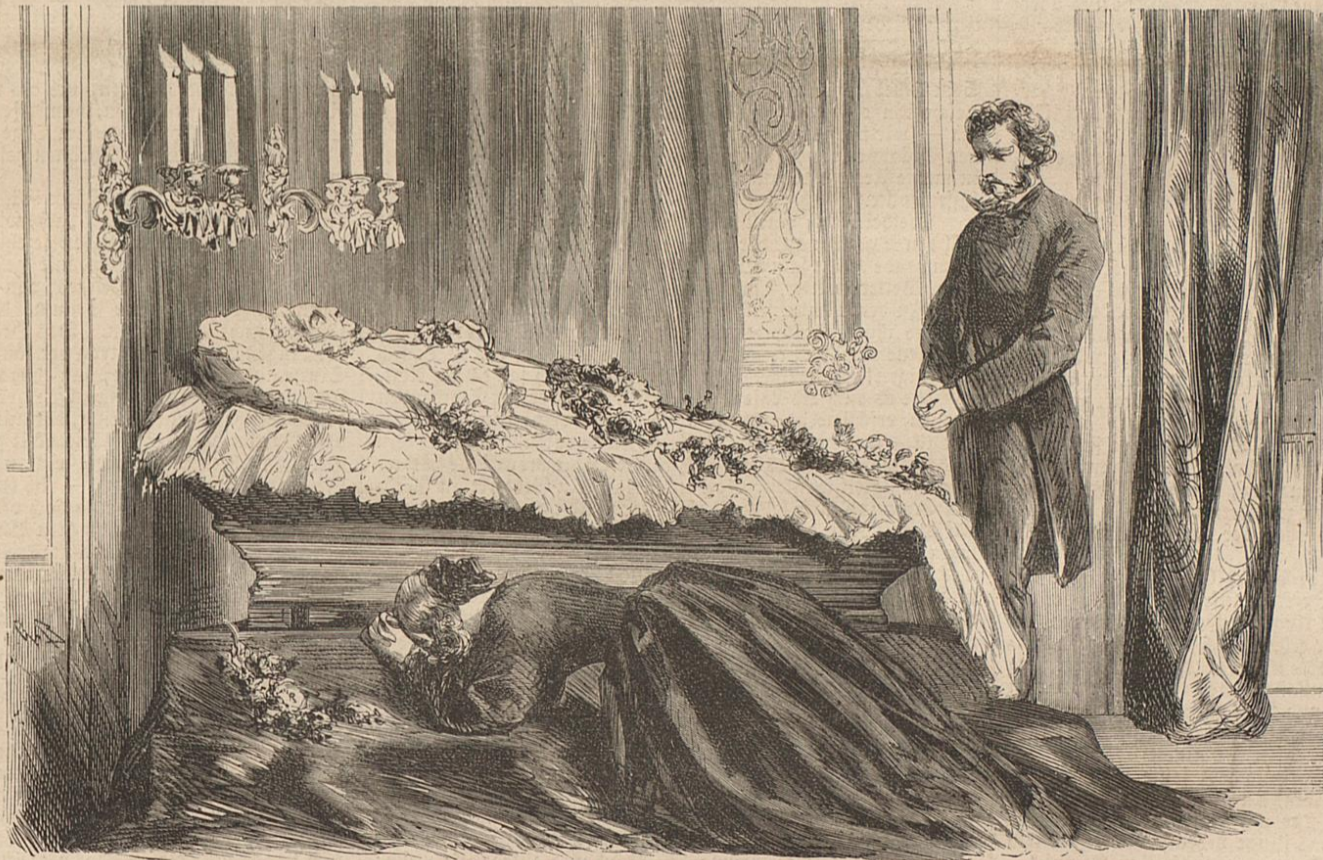
Abelheid fühlte sich wie von einem drückenden Traum umfassen. Indes empfand sie ein brennendes Verlangen, die Wahrheit zu hören, und gewaltsam schüttelte sie die Erstarrung ab. „Nicht hier,“ sagte sie langsam voranschreitend, „diese Nähe soll uns heilig sein und nicht durch solche Worte entweiht werden.“

Sie führte ihn nach der Veranda; mit jenem leisen Instinct der Weiblichkeit mied sie es, einen Ort zu wählen, wo sie unbedingt allein bleiben mußten; er war ja nicht ihr Bruder, sondern ein Fremder, und sie konnte der heißen Blutwelle nicht wehren, die bei dem Gedanken in ihre Wangen stieg, daß er arglose Beweise von Zärtlichkeit und unbefangene schweiferliche Liebesjungen von ihr empfangen habe — er, ein Fremder!

„Wie war es nur möglich, den Gedanken an eine so grausame Täuschung zu fassen!“ klagte sie wie gebrochen auf ihren Sitz niedersinkend.

„Der Gedanke,“ sagte er rasch, „war nicht mein — Ihr Bruder erfaßte ihn zuerst und trug sich lange damit. Wie sich mein Innerstes dagegen auflehnte, wie ich mich sträubte — Sie wissen es nicht, Sie können es nicht wissen! Aber, Abelheid, wenn Sie mich jetzt zu verdammten geneigt sind, so erinnern Sie sich der tiefen Dual, die ich gelitten, der schrecklichen Kämpfe, die ich bestanden, seit ich unter dieses Dach getreten war! — Lassen Sie mich rückhaltslos alles sagen, wie es so gekommen, und dann richten Sie!“

„Ich will Sie hören,“ sprach Abelheid leise ohne ihn anzublicken, während ein seltsames Gemisch von Sympathie und



„Gieb Du mir Kraft, die Wahrheit zu bekennen; für Dich allein habe ich Lüge und Verstellung auf mich geladen.“

genen Händen stehen, den Blick fest und traurig auf die Leiche gerichtet.

„Gieb Du mir Kraft,“ sagte er leise, „die Wahrheit zu bekennen, für Dich allein habe ich Lüge und Verstellung auf mich geladen — Dein Auge, Deine Sinne alle konnten sich täuschen lassen, aber Dein Herz nimmermehr! — Arme Mutter! Du hast es wohl gefühlt, daß nicht Blut von Deinem Blute in meinen Adern floß — jetzt bist Du glücklich, jetzt bist Du bei Deinem Friedrich!“

Ein leiser Schrei entfuhr Abelheids Lippen; bleich und starr richtete sie sich auf, als wüchse ihre Gestalt aus dem Boden und bebend stammelte sie: „Was war das? Träumte ich?“

„Nein!“ erwiderte Friedrich, dessen Brust sich krampfhaft zu heben begann; „nein, Abelheid! — Der Tod löst meine Zunge, er hat mich meines Schwurs entbunden. Diese arme Mutter zu täuschen hatte ich geschworen, ihrem sterbenden Sohn geschworen! Ich bin nicht Friedrich Neiland — Dein Bruder ist seit drei Monaten todt!“

Abelheid war keines Wortes fähig. Jede Faser ihres Körpers bebte und spannte sich in unnatürlicher Weise an; ihre Seele trat gleichsam in das Auge und mit der zitternden Hand

Mißachtung, von Mitleid und Empörung in ihrer Brust wogte und wechselnd Röthe und Blässe auf ihre Wange jagte.

„Nun denn,“ begann Neiland — den wir jetzt zum letztenmale so nennen dürfen — „zwischen mir und Ihrem Bruder bestand seit Jahren eine innige Freundschaft. Wir waren beide noch Knaben, als sie geschlossen wurde, aber sie wuchs und festigte sich mit den Jahren; ein gemeinsames Studium unterstützte diese Beziehungen, wir gingen zusammen durch dieselben Hürden und entschieden uns beide aus freier Wahl und Neigung für die Medicin. Außerdem bestanden jedoch scharfe Unterschiede zwischen unseren äußeren Verhältnissen. Ich war eine Waise seit ich denken konnte, beschränkt auf die Mittel, die man mir aus Erbarmen vielleicht, vielleicht auch um eine Schuld zu sühnen, nicht eben karg gewährte. Ich litt nie Mangel, aber ich entbehrte das Süßeste auf Erden — die Bande der Verwandtschaft. Meine Mutter war todt, gestorben in Gram und Reue. Meinen Vater kannte ich; ohne von ihm legitimirt zu sein, wußte ich, daß er mein Vater sei, daß ich die Existenz, die mir zu theilen gestattet war, ihm verdanke, daß ich aber dennoch niemals Anspruch auf die Rechte der Geburt oder der Liebe erheben dürfe, daß der Besitz meines Vaters schon während seines Lebens für einen rechtmäßigen Erben bestimmt war — und dieser Erbe hieß Friedrich Neiland! Sein Dheim war auch mein Vater!“

„Was sagen Sie da?“ stammelte Adelheid verwirrt. „Daß ich der Sohn des alten hamburger Kaufmanns bin, der Sohn von Ihres Vaters Bruder! Daß doch Neiland'sches Blut in meinen Adern ist, unlegbar und echt, wie es ja die Ähnlichkeit beweist, um derenwillen man mich oft in früheren Jahren mit Friedrich verwechselte.“

„Und wußte Friedrich um Ihre Herkunft?“ fragte Adelheid in gewaltiger Aufregung.

„Ja,“ entgegnete der Gefragte mit einem offenen Blick. „Er wußte darum und eben deshalb erhielt seine Zuneigung für mich noch etwas von der brüderlichen Liebe. Sein sanftes und Gerechtigkeits liebendes Gemüth sah eine Benachtheiligung meiner Rechte darin, daß er zum Erben meines Vaters ausersehen sei. Er wagte auch in seiner eselshergigen Weise einmal den Versuch, seinen Dheim auf die Ansprüche aufmerksam zu machen, welche ich seiner Ansicht nach besaß, aber die schroffe und eigenartige Natur meines Vaters zeigte sich nicht geneigt zur Anerkennung eines Unrechts, das für ihn nicht factisch bestand, weil kein Gesetz ihn zum Gutmachen zwingen konnte. Er erwiderte auf Friedrich's Vorstellungen — die allerdings ohne mein Wissen gewagt worden — mit gewohnter Kürze und Härte: Ich werde den Burschen nie fallen lassen und stets für ihn Sorge tragen, aber mehr soll er mir nicht verlangen; er bleibt nun einmal, was er ist und wer er ist. Hermann Brück — und wenn er diesen Namen zu Ehren zu bringen versteht, so ist es ganz dasselbe, wie wenn ich ihm den meinen dazu gegeben hätte.“

„Friedrich,“ fuhr Hermann Brück nach einer Pause fort, „berührte von da an diesen Gegenstand nicht wieder, aber ich wußte doch, daß er in seinem guten Herzen mich als zurückgesetzt betrachtete. Er lachte dies durch doppelte Liebe vergessen zu machen. So legten wir denn unsere Studien zurück, verbrüdet und befreundet für das Leben — ja noch über das Leben hinaus!“

Friedrich's Gesundheit war sehr zart, seine ganze Organisation war nicht für den Beruf eines Arztes geschaffen und überdies bildete sich endlich ein bestimmtes Leiden aus, eine Krankheit des Herzens, die er bald mit dem wissenschaftlichen Blick des Arztes selbst ins Auge faßte, ängstlich studirte und sich endlich selbst das Reultat seiner Beobachtungen nicht mehr verbergen konnte. Er litt oft und dann schrecklich; die Anfälle mehrten sich und stiegen gerade zu jener Zeit auf eine fast unerträgliche Höhe, wo er die Hoffnung hatte, seine langentbehrte, nievergessene Heimath wiederzusehen.“

Hermann Brück schwieg, selbst bewegt und weitere Kraft sammelnd, während Adelheid in zitternder Erregtheit das Gesicht in ihrem Tuche barg und heiße Thränen vergoß.

„Sein Dheim — mein Vater — war todt! gestorben, ohne mit etwas mehr, als einem kleinen Legat meiner zu gedenken, welches spärlich genug den Grad seiner väterlichen Liebe bemessen ließ und niemals hingereicht haben würde, meine Existenz zu begründen. Aber was that es mir, der, nicht gewöhnt an Besitz, nicht einmal an Liebe, kein Verhältniß dieser Art erwartet hatte, der von Kindheit an auf die eigene Kraft gewiesen auch demgemäß in Denken und Handeln unabhängig, im Vollgefühl hinreichender Naturgaben die Welt offen vor sich liegen sah und fest entschlossen war, sich Bahn zu brechen und so das Wort meines Vaters wahr zu machen, indem ich den Namen Hermann Brück durch mich selbst zu Ehren brachte.“

„Ich blieb neidlos wie vorher der Freund, der Bruder Friedrich's.“

Kurz nach dem Tode meines Vaters häuften sich seine Leiden, vermuthlich in Folge der vielen Aufregungen und der fieberhaften Hast, womit er seine Angelegenheiten zu beenden, die Heimath zu erreichen strebte; er erhielt nach mehrfachen Consultationen mit berühmten Ärzten die niederdrückende Ueberzeugung von der Unheilbarkeit seines Zustandes, von der vielleicht kurzen Frist, die ihm gegeben war, und seine Verzweiflung darüber schritt mir in die Seele. All seine Gedanken lebten seit lange schon in der Heimath, mit krankhafter Sehnsucht flogen sie ihm voran zu Mutter und Schwester und jetzt sollte alles nur geträumt, gehofft, unerreicht bleiben, ein Wiedersehen bloß um sich zu trennen, ein neues Leben nur um zu sterben — o es war eine herzzerreißende Qual! Das junge Leben wand sich in ihm und stritt mit dem drohenden Tode einen gräßlichen Kampf.“

Hermann Brück unterbrach sich, schwer athmend drückte er die Hände auf die Brust und sah schmerzlich das von leisem Schluchzen erschütterte junge Mädchen an. Sie forderte ihn durch eine leichte Geberde auf fortzufahren, und er sammelte sich aufs neue.

„Friedrich's einzige Idee war jetzt der namenlose Schmerz seiner Mutter, die ihn nach fünfzehnjähriger Trennung nur sterbend wiedersehen sollte. Der Gedanke an diesen mütterlichen Gram reifte jenen unheilvollen Entschluß in ihm, zu dessen Ausführung er sich auserlah.“

„Hermann,“ sagte er eines Tages zu mir, „gib mir feierlich Dein Wort, daß Du das, was ich Dir jetzt sagen werde aus Liebe zu mir in Erfüllung bringen willst!“

„Was es auch sei, Friedrich,“ entgegnete ich ahnungslos, da er bis dahin noch nie eine Andeutung hierüber fallen ließ, ich will, sollte das Traurigste geschehen, gerne nach Deinem Wunsche handeln. Ich bemerkte jenen jugendlicher Verzweiflung auf seinem leidenden Antlitz, der jetzt so oft darüber brütete und ich wußte, daß er in diesem Augenblicke an seine Mutter denke. Es war auch so.“

„Meine arme Mutter,“ begann er, indem er mich so bittern mit seinen schwermüthigen Augen ansah, „soll diesen furchtbaren Schlag nicht erleben. Du bist mein Freund, Hermann,

ja Du bist mehr als das, mein Bruder seit Jahren, verwandtes Blut ist in Deinen Adern und Rechte, die fälschlich mir zugesallen sind, stehen Dir zu; Du trägst das Merkmal der Verwandtschaft in Deinen Zügen, denn oft hat man uns für Brüder gehalten, oft in der Abwesenheit des Einen uns verwechselt; Du hast denselben Beruf wie ich, Du kennst die Verhältnisse unseres Hauses aus meinen Erzählungen — Du hast ein Herz, empfänglich für die schönen Bande des Familienlebens, obgleich Du sie bisher entbehren mußtest — Du also wirst in allem geschaffen sein, meine Stelle zu ersetzen, meiner Mutter den Sohn, meiner Schwester den Bruder zu erhalten, das unaussprechliche Leiden ihnen zu nehmen, mich todt zu wissen! Du wirst an meinem Grabe mein Erbe, nicht nur des Besitzes, sondern des Namens, der Eigenschaften und Pflichten, die mir, wenn ich leben dürfte, obliegen würden — sprich, willst Du mir das geloben, mein Freund, dem ich, mein Ich, mein irdisches Dasein abgerechnet, meine ganze geistige Existenz vererben will — wirst Du an meiner Stelle Sohn und Bruder sein?“

Adelheid! was ich in jenem Augenblicke empfand, läßt sich mit Worten nicht wiedergeben. Ich hätte meinen armen Freund für wahnsinnig halten mögen und dann wieder an meinem eigenen Verstande zweifeln, so sinnverwirrend brach diese Zuneigung über mich herein, so drohend starrte mir diese Idee entgegen, wie ein Verbrechen. Hätte er mich aufgefordert, einen Mord zu begehen, ich hätte keinen größeren Schauer empfunden können. Aber ich sah das klare, schwermüthsvolle Auge Friedrich's bloß stehend, nicht irrd oder verflört auf mir ruhen, ich fühlte und begriff endlich, was er beabsichtigte, dennoch bebte ich zurück. Die Idee war groß in Anbetracht dessen, daß keine kindliche Liebe sie eingestößt; der Zweck war edel, das Mittel verwerflich. All meine Ueberredung scheiterte indeß an der Festigkeit, womit Friedrich schon diesen Plan in sich aufgebracht hatte. Die körperliche Pein, welche meine Weigerung ihm verursachte, legte mir endlich Schweigen auf und zum erstenmale seit wir uns kannten, trat eine Entfremdung zwischen uns ein, die nicht in Wort und That, aber im innersten Gefühl kenntlich wurde.

Friedrich ordnete mit Hast aber doch mit Umsicht alle auf seine Erbschaft bezüglichen Angelegenheiten und begann schon dann und wann der Reise zu erwähnen; ich athmete auf, in der Meinung, er habe seine Idee aufgegeben. Alles war beendet, die Geschäfte in einer Weise abgeschlossen, daß für die Zukunft keine Beziehung zu irgend einem früheren Verhältniß mehr entstehen konnte; er suchte gleichsam den Boden zu ebnet, auf dem ich in seinem Geiste fortleben sollte. Eines Tages eröffnete er mir, daß alles zur Reise bereit sei, — ich möge ihn begleiten.

Meine Fragen und Einwürfe wollte er nicht hören. Er sagte bloß: „Du wirst mir doch diesen Freundschaftsdienst nicht verlagern, Hermann, und mich ganz allein reisen lassen?“

Ich weiß nicht, ob Friedrich zu jener Zeit schon alles so vorausbestimmt hatte, wie es später wirklich kam, oder ob die graulamen Umstände ihn zwangen, rasch seinen ursprünglichen Vorsatz ins Werk zu setzen; gewiß ist, daß ich in tiefniedergedrückter Stimmung meine Begleitung suchte; daß mir zu Muthe war, wie einem, den man zum Nichtplatz führt. Eine kurze Zeit schienen wir die Rollen gewechselt zu haben. Friedrich war gegen seine Gewohnheit lebhaft und anscheinend sorglos, während ich düster an seiner Seite hinträumte und mir wie in einem Fiebertraum vorkam, denn ich ahnte und fürchtete unausgesetzt etwas Unheilvolles, ohne recht zu wissen, was.

Aber Friedrich's hellere Stimmung hielt nicht lange an. Sein Uebel machte reißende Fortschritte, die entsetzlichen Anfälle, welche ihn oft in todtenähnlichen Zustand versetzten, mehrten sich — wir mußten nach kaum begonnener Reise in einem kleinen Städtchen an der Elbe bleiben. Hier sank Neiland erschöpft in meine Arme und auf das Lager, welches er nicht mehr verlassen sollte.“

Adelheid stieß einen trostlosen Seufzer aus und sah angstvoll den Sprecher an, der seinerseits bleich und zögernd für das Kommende Kraft sammelte.

„Weiter, weiter,“ sagte sie leise und beklommen.

„In den Momenten,“ fuhr Hermann fort, „wo Friedrich's Zustand ihm anhaltendes Sprechen erlaubte, beschwor er mich aufs neue und immer wieder, immer dringlicher, in den Tausch zu willigen! O Adelheid! er war sterbend, ich sah es als Arzt, ich hätte es auch als Laie sehen müssen; mit der den Sterbenden eigenen, erschütternden Beredsamkeit er mich zu bestürmen, mir alles in dem reineren, besseren Lichte darzustellen, wie sein halbverklärter Blick es sah. Ich fühlte meine moralische Widerstandsfähigkeit wanken. Gott weiß, daß kein Gedanke an schnöden Eigennutz mich leitete, daß ich fern selbst von der Idee war, auf diese Weise das Erbe des Vaters auf mich übergeben zu sehen. Mein Sinn fräute sich gegen eine solche Erniedrigung und doch konnte ich nicht länger diese Dual ansehen, dieses doppelte Leiden, denn ebenso sehr als das furchtbare Uebel Friedrich's Körper folterte, quälte auch der Gedanke an seine Mutter und Schwester seine Seele. „Ich muß sterben,“ sagte er, „ohne mehr das gültige Auge meiner Mutter auf mir ruhen zu sehen — soll sie, deren schönster Traum seit fünfzehn Jahren dieses Wiedersehen war, jetzt nichts empfangen, als eine Todesbotschaft? Könntest Du dieses Schwert in die Brust meiner Mutter stoßen?“

„Ich will schonend und zart mit der traurigen Wahrheit vor sie hintreten, wenn das Neuzerthe geschieht,“ warf ich ein, „nur erlaß mir die schwere Aufgabe, Friedrich, als eine verführte Lüge vor die Deinen hinzutreten!“

Da schüttelte er traurig den Kopf und entgegnete weich: „Du hast Deine Mutter nicht gekannt, Hermann, Du hast keine glückliche, harmlose Kindheit in ihrem Schooß vertraumt und all die Zärtlichkeit lebt nicht in Deinem Gedächtniß, wovon das meine fünfzehn Jahre hindurch gezeht und immer in der Zukunft die Abspiegelung jener Vergangenheit erblickt hat. Du kannst nicht ermessen, was diese Mutter empfinden würde, wenn Du jetzt vor sie hintreten und ihr sagen wirst: der Sohn, den Du so sehnsüchtig erwartest, wird nie, niemals zu Dir zurückkehren!“

Solchen Argumenten widerstand ich auf die Länge nicht und Friedrich nahm den Moment genau wahr, wo ich schwach wurde. „Sieh,“ sagte er, „es ist alles vorbereitet, ich habe schon bei unserer Ankunft hier unserer Wirthin verkauft den Namen abgegeben, ich bin schon jetzt Hermann Brück, den man hier begraben und dessen Name nur noch auf einem Leichensteine fortleben wird; während Du von nun an Friedrich Neiland für die Welt bist und für meine Mutter! Hermann, Hermann, verlaß mich in dieser Stunde nicht, täusche meine Hoffnung nicht, die ich auf Dich allein gesetzt habe; erbarme Dich des Schmerzes, der ein Mutterherz brechen würde — schwöre mir, wenn ich todt bin, zu thun, wie ich es angeordnet, schwöre es mir, wenn ich vernünftig sterben soll!“

„Armer Friedrich!“ flüsterte Adelheid, als Hermann er-

griffen inne hielt; „o Gott, mein Gott, warum hast Du mir ihn genommen, nicht seine Mutter allein, auch mich trifft sein Verlust unerseßlich!“

„So bestürmt!“ fuhr Hermann nach einer Pause fort, „konnte ich nicht länger zögern; ich legte den Schwur in Friedrich's todtematte Hand, seine Stelle zu vertreten, seinen Namen zu tragen, für ihn Sohn und Bruder zu sein. Ueber dem Bilde seiner Mutter und Schwester, das er auf der Brust getragen und bis zu seinem Tode tragen wollte — erst dann sollte ich es ihm abnehmen und selbst tragen — über diesem Bilde mußte ich den Schwur erneuern! O Adelheid! es waren Ihre sanften und lieblichen Züge, die in jener feierlich-ernsten Minute meinem umflorten Auge vorshwebten; dieses anmuthsvolle Gesicht hauchte mir Muth ein, mir schien es, als könnte ich mein Leben und meine Ehre opfern, um von diesen klaren Augen jede Thräne fern zu halten! mein verwaisetes Gemüth erfaßte mit einemmale beim Anblick des von ehrwürdigen grauen Locken umhagten Antlitzes Ihrer Mutter eine so ungekannte Sehnsucht nach einer Freistatt für das Herz, daß ich in diesem Moment ohne ferneres Bedenken von einer Art Zauber beherrscht, meinen Schwur wiederholte!“

„Und dann, — dann?“ fragte Adelheid fast athemlos und den Blick auf seine blassen Lippen gehend, die mit Anstrengung diese schweren Bekenntnisse aussprachen.

„Dann kam eine düstere, schreckliche Zeit,“ sagte Hermann dumpf. „In der Nacht darauf schon, als ich jenen Schwur geleistet, wurde Friedrich von einem heftigen Anfall erfaßt; ich hielt ihn in meinen Armen und hatte noch nicht Zeit, nur nach Hilfe zu rufen, als auch schon jede vergeblich gewesen wäre; er sagte nur noch: Gedente Deines Kindes — habe Dank! — und dann fiel er zuckend hinüber — und war todt!“

Adelheid ließ ihren Kopf in die Kissen des Sophas sinken und weinte laut, während Hermann Brück finster zu Boden sah und obwol scheinbar unbeweglich doch am ganzen Körper bebend neben ihr saß.

„Adelheid!“ begann er, nachdem er ihre Thränen eine Zeitlang still fließen ließ, „diese Nacht war die schauerlichste meines Lebens! Was ich thun sollte, wozu ich mich mit doppeltem Eide verpflichtete — es mußte rasch geschehen. Ich mußte den Schmerz um den Verlust meines einzigen Freundes zurückdrängen und handeln, so handeln, wie er es geboten und wozu ich die genauesten Vorschriften niedergeschrieben von seiner Hand bei ihm vorfand. Er hatte an alles, selbst an das kleinste gedacht. Der Tausch der Persönlichkeiten war gleichsam schon bewerkstelligt, da er unsere Namen schon im Anfang falsch angegeben hatte. Ich durfte nur den Muth, die Ausdauer in meiner Rolle lernen — alles übrige hatte er mir leicht gemacht! Er wünschte in dem Vertheil, wo er gestorben, einfach beerdigt zu werden, ein anspruchsvoller Stein sollte den Namen Hermann Brück, Dr. der Medicin, weisen. Fragen Sie mich nicht, Adelheid, wie ich dies alles zu vollziehen im Stande war, wie es gelingen konnte! Und dennoch gelang alles, obgleich ich wie in einem bösen Traum wandelte und mir vorkam, wie ein geiziger Verbrecher. Als ich allen Fragen der Behörde durch den Ausweis unserer beiderseitigen Papiere entgangen war und wahrheitsgemäß ausgesagt hatte, daß Hermann Brück verwandter- und freundschaftlos dagesstanden, daß niemand weiter um sein Grab fragen werde — da brach meine Kraft beinahe zusammen. Ich stand an diesem frischen Grabe, das meinen besten, einzigen Freund deckte, und stand zugleich an meinem eigenen Grabe — mir war, als hätte ich ihn ermordet, der mir doch so theuer gewesen, und als müßte ich mich selbst nun in diese dunkle Gruft stürzen, damit jener bescheidene Leichenstein keine Lüge sei! Oh von diesem Tage an litt ich namenlos!“

Adelheid hatte ihre Thränen getrocknet und sah jetzt wehmüthig vor sich hin.

„Das also war das düstere Räthsel,“ sagte sie wie in Gedanken die Stirne senkend; „ach, wie hat es die arme Mutter gepeinigt und an ihrem Leben gezehrt!“

„Ja,“ sagte Hermann mit gehobener Stimme, „der Zug des Herzens ist etwas Heiliges, von der Gottheit in die Menschenbrust gesenkt, die Stimme der Natur spricht laut und läßt sich nicht verleugnen. Das Herz der Mutter fühlte trotz der langen Trennung, trotz der äußeren Täuschung, der ihre Sinne unterlegen waren, daß etwas Fremdes zwischen uns sei. Ich, der mütterlos aufgewachsen, erst in ihrer Nähe das Glück dieses Besitzes kennen lernte, der mit qualvoller Lust ihre kostbaren Worte, ihre innige Zärtlichkeit genoß, der den milden Segen von ihren Lippen wie eine unverdiente Gnade, wie eine brennende Strafe empfing — ich liebte sie, wie nur ihr Sohn sie hätte lieben können, und doch vermüthete sie das Kind ihres Herzens, das Blut vom eigenen Blute, doch litt sie und welkte hin und ihr Geist suchte ahnungslos im Jenseits den vorangegangenen Geist des Sohnes! I wie graulam hat Friedrich sich selbst über die Art getäuscht, ihr seinen Verlust zu erleichtern! Fromm und ergeben, wie sie es war, würde sie den Dahingegangenen dem Himmel empfohlen haben, der Schlag wäre schwer aber nicht tödtend gewesen. Und all die grausamen Täuschungen wären uns erspart worden!“

Adelheid sah noch immer in schweigender Wehmüth vor sich hin.

Hermann Brück erhob sich, angegriffen bis zur Erstarrung von diesen Mittheilungen; bleich und düster, hastig und angestrengt athmend betrachtete er diese liebliche Gestalt, die ihm in ihrer schwarzen Tracht und gebeugten Haltung wie eine Transfiguration erschien, so durchsichtig weiß nach der zarten Teint von dem dunkeln Anzug ab, so vergeistigt war ihre ganze Erscheinung durch den Schmerz.

Er wartete bis sie sprechen würden, doch da sie versunken in Gedanken blieb, sagte er entschlossen, obwol leise: „Ich habe nichts mehr zu sagen, was Sie nicht selbst wüßten, Adelheid! Sie haben die aufreibenden Kämpfe, womit ich bei meiner schweren Aufgabe rang — sie ging in manchen Augenblicken über meine Kraft; ich wünsche nichts mehr, als Ihre Vergeltung und den einzigen Trost, daß Sie mir Glauben in Bezug auf die Reinheit meiner Absichten schenken!“

Ihr Benehmen, so oft ein Räthsel für mich, ist mir jetzt klar,“ sagte Adelheid ohne aufzublicken; „nun begreife ich die entgegenseitige Lebensweise, die Verachtung jedes Gemüthes, die strenge Enthaltensart in jeder Richtung — ja, Sie dachten und handelten uneigennützig, und ungeachtet des verwundenden Gefühls, das sich in mir erheben will, muß ich Sie dennoch von jedem Verdachte freisprechen — ich weiß und fühle, was Sie gelitten haben!“

„O Dank, Dank für dieses Wort,“ rief er belebt aus, indem er die Hand, die sie ihm bot, an seine Lippen drückte; „ich bedarf nichts weiter, um mich von nun an mit meinem Schwicksale auszuföhnen! — Noch einmal schwöre ich es Ihnen bei dem bleichen, ehrwürdigen Angeficht, das dort in jenem Sarge schläft — ich habe die reine, volle Wahrheit gesagt; Ihr Glauben,

Ihre Ahtung wird mir das fernere Leben tragen helfen, so schwer es auch sein mag!"

Sein Ton senkte sich und der alte Zug von Seelenqual lagerte sich zwischen seinen Brauen, finstere Wolken schwebten auf seiner Stirne.

Ein glühendes Schmerz wühlte in seiner Brust — das Gefühl des Scheidens von ihr, die er mit allem Feuer seiner mächtigen Natur umfaßte, die er liebte, leit er sie kannte! War ihm früher jedes Geständniß verwehrt, da er zur Rolle des Bruders verurtheilt war, so schlossen jetzt die natürlichen Gesetze des Zartgefühls, des Stolzes und des heißen Verlangens, in ihren Augen unheimlich dazu, seine Lippen mit dreifachem Siegel.

"Gebieten Sie über mich" sagte er gewaltsam nach Fassung ringend; "von Ihrer Entscheidung hängt es ab, Adelheid, ob und wann die Welt von der Wahrheit unterrichtet werden soll. Wollen Sie den Frieden des Trauerhauses noch ehren, bis alles vorüber ist, so bin ich bereit, noch für so lange schweigend meiner Aufgäbe treu zu bleiben."

"Es sei so," unterbrach ihn Adelheid mild und versöhnend zu ihm aufblickend; "ich verstehe Sie. Wir wollen beide noch schweigen, bis das Grab geschlossen ist — aber die Märier soll Ihnen nicht auferlegt werden, in so schrecklichen Augenblicken die Stelle des Sohnes einzunehmen!"

"Ich darf Ihnen also meinen Beistand nicht zu dem schweren Gange bieten?" fragte Hermann halb erleichtert, halb traurig.

"Nein, Eduard Nieding wird mir diesen Dienst nicht versagen!"

"So leben Sie denn wohl, Adelheid! Nach zwei Tagen sehen wir uns wieder und dann — zum letztenmal. Sie haben dann alles was ich noch auf Erden besitze — meine Ehre — in Ihrer Hand. Es wird von Ihrer Großmuth abhängen, wie Sie der Welt die Wahrheit darzustellen wollen, o es ist entsetzlich, — man wird mich verdammen, verurtheilen, brandmarken! Das Wort "Verrug" flammt vor meinem Geiste auf, die Welt wird mich als Verrug verurtheilen! O Friedrich, Friedrich, Du hast mir ein fürchterliches Erbe hinterlassen — die Schmach!"

Und ehe Adelheid nur so viel Fassung errang, ihm ein beunruhigendes Wort zu sagen, stürzte er fort und schloß sich in sein Zimmer ein, dort sank er nieder, wie der gebeugte Hirsch, ermattet; momentan des physischen und geistigen Widerstandes beraubt, stöhnte er aus tiefster Brust: "Großer Gott, laß mich sterben!"

XI.

Verschwiegen und begraben.

Adelheid blieb wie gelähmt auf ihrem Plage. Ihre ganze Denz- und Thätigkeit hatte einen so gewaltigen Stoß erlitten, daß die volle Biegsamkeit der Jugend dazu gehörte, um sich darnach wieder emporrichten zu können. Wie mächtig dringen die Ereignisse und Erfahrungen oft plötzlich auf uns ein, wie häufen sich die Schläge des Geschicks auf einen Moment, als wollten sie die vorhergegangene friedliche Zeit nachholen und doppelt empfindlich die Erkenntniß von der ephemerer Dauer des Glücks fühlbar machen! Wie reifen solche Epochen den Geist und das Gesamtwesen eines Menschen, wie verwandeln sie sorglose Jugend in tiefen Ernst und bringen jene Selbstständigkeit des Denkens und Handelns zur Geltung, die meist erst in so herber Schule angeeignet wird. Solche Tage und Stunden brennenden Schmerzes sind für Gemüth und Charakter, was der heiße Sonnenbrand für die Traube, deren edelsten Gehalt er entwickelt.

Die kindliche, weiche Natur Adelheids reifte in dieser schweren Stunde, die richtige, zarte, großmüthige Anlage ihrer Seele trat an das Licht, entsfaltete sich reicher, als es vielleicht in Jahren eines fortbauenden glücklichen und ruhigen Daseins geschehen wäre.

Schon die bittere Erfahrung, welche ihrem jungen Herzen durch die Täuschung über Paul Helmers Liebe geworden war, hatte die schlummernde Energie in Adelheids Brust geweckt; sie rief die dem Weibe innewohnende Kraft hervor, die eigenen Gefühle zu bemessen, die Hoffnung zu begraben und still gefast ins weitere Leben zu blicken. Dieser erste Schmerz ihres Lebens bereitete ihre Kräfte auf alles folgende vor. In der Jugend vergeßlich die Einbildungskraft leicht eine solche Erfahrung und reißt sie in poetischer Uebertreibung unter den Schmerzen obenan; was kann denn noch Schlimmeres kommen, als eine getäuschte Herzensneigung? Vielleicht ist das eben die Verberichtigungsschule, so daß spätere und weit ernstere in die Speichen des Rades eingreifende Ereignisse uns schon vorbereitet treffen.

Adelheid konnte wol erkennen, daß der Verlust ihrer Mutter ein weit herberes Unglück sei, als der von Helmers Liebe. Hier konnte ihr Herz sie auf eigene Kosten getäuscht haben — dort nimmermehr, denn die Liebe ihrer Mutter war ein so sicheres, heiliges, unerschütterliches Gut! Aber dennoch ertrug sie, mit dem Leid vertraut, diesen Schlag ergebener. Und jetzt — jetzt traf sie ein dritter, so unvorhergesehen, so hart; er vernichtete gleichsam ihre Zukunft, denn an die Cristenz ihres Bruders knüpfte sich nimmermehr ihre eigene. Und er — war nicht mehr! Sie selbst erschien sich einen Augenblick nach dieser Entdeckung wie von der Welt geschieden, unfähig, so verlassen ihren Weg durch das Leben zu gehen, verwaist in allen Beziehungen des Lebens!

Aber der tiefe Fall aus sonniger Höhe herab hatte sie nur betäubt. Ihr Geist sammelte sich rasch. Sie faßte ihre Lage ins Auge um sicher handeln zu können. Der sicherste Leitfaden war vor allem ein mächtiges Gefühl für die Nothwendigkeit zu schweigen, still mit sich selbst zu Rathe zu gehen, ohne das Geheimniß preiszugeben, das ihr so eben enthüllt worden war.

Zwischen ihr und Gott allein wurde der Kampf gekämpft. Vor ihrem geistigen Auge stand das Bild ihres sterbenden Bruders. Dieses geliebte von einer Glorie umstrahlte Bild übte einen mächtigen Einfluß auf ihren Willen aus. Die Wünsche und Anordnungen eines Sterbenden sind heilig. Friedrich legte sie nicht schriftlich nieder, wie andere, sondern er übergab sie in eigentümlicher Art, geleitet von seiner zärtlichen, sorgsamten Kindesliebe, einem Manne, den er werth hielt, den er Freund nannte, den er dem Blute nach als Verwandten kannte! Er vererbte ihm nicht seinen Besitz allein, nein sein Leben, seine ganze Cristenz, er übertrug auf ihn die heiligsten Rechte, er hauchte ihm gleichsam scheidend seine Seele ein! Durfte, konnte dieses Vermächtniß angefochten werden? Hatte Adelheid das Recht dazu? Sie ging tiefer in die Intentionen des Verstorbenen ein, soweit es nach Hermanns Bericht möglich war. Ohne Zweifel würde Friedrich auch ohne das beträchtliche Erbe des Oheims dieselbe Idee gefaßt und ausgeführt haben, denn größer noch als sein Streben, Hermanns Geburtsrecht und Erbe zur Geltung zu bringen, mußte sein Wunsch gewesen

sein, der geliebten Mutter seinen Tod zu verbergen. Er würde also in jedem Falle dieses seltsame Vermächtniß angeordnet haben, das sein Leben an der Schwelle des Grabes auf einen andern übertrug. Der Zweck war zum Theil erreicht, zum Theil verfehlt — dennoch insofern erreicht, als die arme Mutter nie erfahren hatte, daß der Sohn ihr vorangegangen. Was sich ahnungslos in ihrem Geiste regte, was der heilige Instinct der Mutterliebe ihr zuflüsterte — es war nie zur formentklaren Gewißheit geworden; sie hatte nur eine Entfremdung empfunden, ohne die volle Wahrheit zu sehen; das irdische, körperliche Band war schon zerrissen, während sie es nur gelockert glaubte und aus der geistigen Sphäre herüber zog der mächtige Strom sie an; die Heimath ihres Sohnes lockte sie so unwiderstehlich, obwol heimlich — sie ging dahin, im Schlaf hinüberträumend, wo er, ihr vorangegangen, sie erwartete.

Traurige Poesie, süße Bürgschaft des innig verknüpfenden seelischen Bandes!

Diese eine Seite von Friedrichs Bestimmung war klar — die zweite minder. So sehr sich Adelheids gehobener Sinn dagegen sträubte, so mußte er sich doch auch der materiellen Frage zuwenden. Sie war von der warmen Ueberzeugung erfüllt, daß Hermann Brüd ohne eigenes Intresse auf Friedrichs Idee eingegangen, daß er ein Opfer gebracht, das ihn Neue und Schmerz gekostet und daß in seiner kraftvollen Natur das eigene Streben und der Triumph des Selbsterreichens höher stiehe, als der durch irgend eine erniedrigende Handlung erreichte Vortheil. Nun sie ihn losgesprochen von dem Verdachte, der ein so häßliches Licht auf Hermanns Charakter hätte werfen müssen, erschien das, was Friedrich für sein Recht erkannt hatte, auch dem jungen Mädchen in demselben Lichte. Sie war jung, großmüthig und besetzt von jenem nur der Jugend so unverfälscht innewohnenden Gerechtigkeitsgefühl, das sich gegen die Zumuthung auflehnte, den Sohn ihres Oheims mittellos in die Welt hinaustrreten zu lassen, während sie im Genuß des Vermögens blieb.

Ihr Entschluß stand fest: alles sollte bleiben wie es war! Nicht Gott wußte niemand um das Geheimniß — und niemand sollte es auch wissen. Hermann hatte sich in ihrer Zuneigung wirklich jenen Platz errungen, den er als Bruder behaupten durfte — sie wollte seine Schwester bleiben!

Als sie zu diesem Abschluß gekommen war, erhob sie sich, obwol immer noch traurig, doch erleichtert. Am Sarge der Mutter festigten sich ihre Vorsätze und hier verschmolzen die Thränen um den verlorenen Bruder mit denen um die Mutter zugleich. Diese Todtenweibe war eine zweifache, aber es war wohlthätig für ihre zum Schweigen verurtheilten Lippen, daß sie Erleichterung in den Lauten der Klage finden konnte, ohne doch das Geheimniß zu verrathen.

Die düstere Trauerfeier war vorüber — still und poetisch wurde sie begangen von den wenigen Freunden, unter denen Helmers Vater, als Adelheids Vormund, und Helmer selbst erschienen.

In der Haltung des Assessor's prägte sich das Bewußtsein aus, dem jungen Mädchen gegenüber schuldig zu sein; er näherte sich ihr befangen und mit dem Bemühen, die alten Beziehungen herzustellen, aber Adelheids ruhig und würdig abweisendes Benehmen überzeugte ihn, daß jeder solche Versuch für jetzt vergeblich sei.

Sonst fanden sich nebst Nieding und Constanze nur noch einige Nachbarn vom See bei der Beerdigung ein, die einem aufgefundenen schriftlichen Wunsche der Verstorbenen zufolge in einem benachbarten kleinen Dertchen stattfand, wo auch ihr Gatte ruhte. Der düstere Sarg wurde auf einem schwarz bewimpelten Kahn hingerudert über den ruhigen, tiefgrünen Seespiegel und zwei Rähne folgten ihm während der herbliche Wind die Wellen kränzelte und vom Thurm des Kirchleins das Geläute herüberklingte, an dessen friedlicher Mufestatt die Todte erwartet wurde.

Hermann Brüd begleitete den stillen Zug nicht. Er rechtfertigte sein Zurückbleiben mit Krankheit — und in der That war es keine bloße Entschuldigung.

Er fühlte in diesen martervollen Stunden etwas, das ihn mehr als einmal der schwarzen Versuchung nahe brachte, das Leben abzuwerfen. Alles, was er seit lange gelitten, schien ihm noch gering im Vergleich zu der Alternative, vor der er jetzt stand.

Sein Kopf brannte, seine Schläfe pochten; er war fast keines Gedankens fähig, und doch fuhr eben ein Heer von Gedanken durch sein schmerzendes Gehirn und schauernd wandte er sich von den Visionen ab, die ihn vom Lager emporsagten auf das er sich fiebernd hingeworfen.

Er verlor endlich die Kraft gegen dieses siedende, wildtobende Blut in seinen Adern anzukämpfen und überließ sich stumm der Betäubung, die seine Sinne wie mit eisernen Bändern umspannte.

So fand ihn Adelheid, als sie von der Bestattung zurückkam. Sie überjah mit einem Blick die Lage und besaß soviel Geistesgegenwart, jede Ueberraschung zu vermeiden. Sie verschloß sorgfältig die Thüre und näherte sich dann dem Kranken, der offenen Auges dalag und dumpf hinbrütete, der sie sah und sich doch nicht regte.

"Hermann," sagte Adelheid leise, "wie fühlen Sie sich? Soll ich jemand rufen? Womit kann ich Ihnen Erleichterung schaffen — o nur jetzt nehmen Sie Ihre Kraft zusammen, nur jetzt sammeln Sie Ihre Sinne — sonst ist alles verloren!"

"Verloren," sagte er, durch ihre Stimme mächtig aufgerüttelt, "ist ja ohnedies alles! Kommen sie schon, um mich an den Pranger zu führen? Wissen sie es schon alle, wer und was ich bin? Soll ich schon gehen? Ja, ja ich gehe denn, weil Sie es so wollen, Adelheid! Und gleich, auf der Stelle, nicht wahr?"

Er wollte sich erheben, sank aber vom Schwindel übermannet zurück und stöhnte gebrochen: "Könnte ich nur jetzt sterben!"

Adelheid stand zitternd da und legte ihre kalte Hand auf seine glühende Stirne. Sie wagte keine Hilfe herbeizuholen, weil sie dann nicht für ihr Geheimniß stehen konnte; sein Mund würde es zuerst verrathen. Sie nahm ihre Zuflucht zu dem einfachsten Mittel, daß ihr hier allein zu Gebot stand, legte einen kalten Verband auf die fieberheiße Stirne Hermanns und überschüttete ihn fast mit dem Inhalte ihres Flacons, das ein süßliches Salz enthielt, und dann verließ sie ihn, den Schlüssel seiner Thüre bei sich bergend, in einem anscheinend wohlthuenden Schlaf. Auf die Fragen Constanzens erwiderte sie der Wahrheit gemäß, daß Friedrich schlafe und nicht gestört werden dürfe; aber unbemerkt schlich sie in kurzen Pausen nach seiner Thüre und lauschte dort, bis sie endlich nach zwei Stunden wieder leise bei ihm eintrat.

Sie fand ihn wach und offenbar etwas erleichtert. Er blickte nicht so wild, obgleich sein Auge flberglänzend rohte; die Stirne glühte noch, aber seine Sinne schienen klarer. Er erhob sich bei Adelheids Eintritt und sagte mit ergriener

Stimme: "Ich danke Ihnen — Sie haben wie ein guter Engel sich meiner erbarmt!"

"Fühlen Sie sich jetzt besser?" sagte sie mild lächelnd, "Gott sei Dank! — Können Sie mich jetzt anhören?"

"Ja — o ja. Ach, ich werde wol diese Stimme zum letztenmale hören; — so sprechen Sie denn, theure Adelheid, und zürnen Sie nicht, wenn ich Sie bis zum letzten Augenblicke so nenne — ich kann nicht anders!"

"Nicht nur so, sondern wie sonst, Schwester sollst Du mich nennen, Hermann — oder Friedrich, wie ich für immer sagen will," entgegnete sie seine glühende Hand fassend. "Ich habe alles wohl erwogen und bedacht," fuhr sie fort; "und vor wenig Stunden am Grabe meiner Mutter das Gelübde gethan, auch alles mit dem Schweigen des Grabes zu bedecken! Ich will Dich als theures Vermächtniß meines Bruders betrachten, als seinen Stellvertreter lieben, Deine Schwester sein und bleiben für alle Zukunft! Ich brauche einen Beschützer, ich stehe ja allein in der Welt. Willst Du mit mir den Schwur des Schweigens erneuern, willst Du mir brüderlicher Freund sein und den Namen Friedrich Neiland jetzt von mir empfangen für alle Zeiten?"

Hermann drückte die Hände an seine Stirne, als wollte er die fliehende Befinnung aufhalten; eine Todtenblässe trat an die Stelle seiner Fiebertöthe und mühsam athmend sagte er: "Adelheid — Sie tödten mich! Alles, alles, nur nicht diese entsetzliche Großmuth! Wenn sie mein Stolz und mein Ohrgelübe auch annehmen könnte, so könnte es doch meine Liebe nicht, — denn — o ich liebe Sie, Adelheid, ich bete Sie mit verzehrender Leidenschaft an — und ich, ich soll dennoch ihr Bruder sein: O das ist noch die verzehnfachte Dual — ich kann nicht!"

Adelheid sah ihn traurig an. In ihren blauen Augen standen große Thränen, ihr liebliches, von Kummer durchgeistigtes Gesicht gleich in diesem Augenblicke so sehr dem armen Friedrich in seinen letzten Lebenstagen, daß Hermann von einer Art Grauen erfaßt wegsah und in stummer Pein die Augen bedeckte.

Adelheid wiederholte leise ihre Frage: "Willst Du mein Beschützer sein, und mein Bruder?"

"Ich liebe Dich aber, wie man ein bezauberndes Weib liebt," stieß er wild hervor, — ich werde wahnfinnig!"

"Liebe" sagte sie fest und mit einem Anflug von Bitterkeit um den sanften Mund, "läßt sich bezwingen, wenn sie nicht erwidert wird. Ich schwöre Dir, daß ich Dich immer nur mit schwesterlicher Empfindung, mit warmer Freundesgeninnung und nie anders betrachten werde — das wird Dich heilen. Du wirst die Welt erst noch kennen lernen und Deine Leidenschaft kann verflüchtigen, aber die ruhige und warme Zuneigung, die ich Dir biete, findest Du so tren und dauernd nicht wieder, wie ich die der Mutter nicht mehr finden kann. Ich lasse Dir Zeit — Du sollst getrennt von mir mich vergeffen lernen, die Leidenschaft für das Weib besiegen, die Freundschaft für die Schwester wiederfinden."

"Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich es könnte" sagte er finster.

"Verachten muß sich der Mann nur um solchen Vergessens willen, wenn er treulos und schwach, ohne Ursache mit einem Herzen gespielt hat; aber wo es im offenen redlichen Kampfe geschieht und er eine hoffnungslose Leidenschaft damit besiegt, kann er mit Stolz auf diesen Sieg schauen."

"Und solche Erfahrungen predigt dieses junge Herz?"

"Ja, weil es gekränkt und geprüft worden ist," sagte sie, indem die erste Röthe ihre blassen Züge färbte; "darum laß mich getrost Deine Schwester sein und bleiben! Friedrich hat Dich geliebt und hat Dir vertraut, er bangte auch um mein trauriges Loos, verwaist und verlassen da zu stehen und gab mir in Dir den Beschützer. In seinem Geiste handle ich. Laß das Geheimniß zwischen uns und dem Schöpfer ruhen!"

"Es ist ehelos und feige" murmelte er gebrochen.

"Deine Ehre," warf Adelheid sehr ernst ein, "steht tadellos vor meinen Augen, weil ich Dir glaube und Dein ganzes Sein mir Bürgschaft für Deine Bestimmung giebt. Aber nicht so die Welt. Mißtrauisch würde man jetzt den Mann betrachten, der eine angenommene Rolle ablegen und unter neuem Namen unter die Menschen treten wollte. Hermann Brüd ist unter jenem bescheidenen Steine auf dem Friebof an der Elbe begraben — Friedrich Neiland lebe — für seine Schwester Adelheid!"

"Seltsames Mädchen — seltsamer noch als der, welcher all diese traurige Wirren veranlaßt hat!" sagte Hermann wie träumend, indem er die vor ihm stehende, liebliche Gestalt in dem düstern Traueranzug betrachtete, als wäre sie das Bild irgend eines Traumens, wo sich das Widersprechendste begegnet und Fremdes mit dem Nahen zusammenschließt.

"Kann ich dieses göttlich reine Vertrauen täuschen, darf ich dieser Großmuth entsagen, soll ich zu gleicher Zeit diesen Vermuthsbecher aus Deiner Hand annehmen, der mir die bitterste Enttäuschung reichet? Bin ich bei hinlänglich klarer Befinnung, um zu wissen, was ich verspreche? O in meinem Kopf ist ein entsetzliches Chaos — ich fasse es nicht!"

"Fasse jetzt nur das eine: tiefes heiliges Schweigen über alles und vertraue mir — die Zukunft lassen wir noch ruhen."

"Ich gelobe bei dem Andenken Friedrichs und seiner Mutter, daß ich Dir Freund, Bruder und Beschützer sein will — aber bete für mich um Kraft, daß ich mein Gelübniß auch halten kann!"

Mit diesen Worten ermattete Hermanns Stimme, er wurde bleich und roth in raschem Wechsel und wieder glühte das Fieber in seinem Körper, doch ohne ihn des Bewußtseins zu berauben.

Adelheid unterzog sich seiner Pflege, welche sie durch mehre Tage in Anspruch nahm, mit ängstlicher Sorgfalt; sie hüthete seinen Schlaf und ließ ihn keine Minute allein mit irgend jemand, so lange er zuweilen durch einzelne Worte den seinen Kopf durchkreuzenden Ideen Ausdruck gab.

Die kräftige Organisation überwand das körperliche Uebel rasch.

Als Hermann wieder sein Zimmer verließ, da hatte die Natur schon ein melancholisches-herbliches Aussehen; das bunte Laub wirbelte von den Bäumen herab in die graue, nebelchwere Luft und frostige Dünste lagerten über dem See, der gefurcht und grollend die düstern bleigrauen Wolken abspiegelte.

Feucht und kühl wehte es um die Villa, deren purpurrothe Rankenverkleidung im Winde raschelte, der scharf und schneidend von den mit dem ersten Schnee bedeckten Alpen herüber strich.

XII.

S t h l u ß .

Wenige Tage später war die trauliche Villa am See verändert. Hermann kehrte zurück in sein bescheidenes Zimmer, das er in der Fieberschwelche bewohnt, um angefreund und mit einer Art leidenschaftlicher Hingebung seinem Beruf obzuliegen.

Die Trennung von Adelheid war vorüber, es begann jene

unbestimmte, lange Frist, welche sie ihm gegeben, damit er „die Leidenschaft für das Weib besiegen lerne“.

Er besaß den festen Willen dazu, obwohl er sich noch die volle Kraft nicht zutraute. Aber Adelheid selbst leuchtete ihm durch ihre Festigkeit voran — hatte sie doch ihre Liebe so müthig bezwungen und was dem zarten Mädchen gelungen war, sollte ihm misslingen?

Adelheid befand sich unter dem Schutze ihrer Cousine Constanze, da sie es abgelehnt hatte, das Haus ihres Vormundes zu beziehen, das ohnedies, da es der Hausfrau entbehrte, für sie kein dauerndes und passendes Asyl geboten haben würde, von ihr aber um Helmers willen ausgeschlagen worden war.

Sie konnte unmöglich das Haus betreten, wo er heimisch war, und ihm Gelegenheit geben, aufs neue ihren Stolz zu verletzen oder ihre Stärke auf die Probe zu stellen.

So sehr der alte Regierungsrath Helmer, der früher sein Amt als Vormund sehr leicht genommen hatte, es jetzt geltend zu machen suchte, da er seines Sohnes leichtsinnig verkehrte Beziehungen zu Adelheid wieder anzuknüpfen wünschte — so sehr widerstrebte diese mit ruhiger Entschiedenheit. Paul Helmer wagte keine directe Erklärung, keine Entschuldigung seines Betragens. Das begangene Unrecht drückte ihn bis zum Gefühl der Knecht nieder, wenn er die reizende Adelheid mit dem durch ihre Kälte gereizten Verlangen betrachtete, sie dennoch zu besitzen, — aber er that nichts, um zu diesem Ziele zu gelangen, denn sie hatte sich zu Constanzen geflüchtet — ein Asyl, wohin er ihr niemals folgen wollte. Zu tief und nachhaltig nährte er die Erbitterung in sich, von dieser Frau eine Lehre erhalten zu haben, die für seinen Stolz so empfindlich und die erste in seiner Erfahrung gewesen, als daß er es ohne Nachtheil für seine Ruhe ertragen konnte, in ihrer Nähe zu sein. Er übertäubte sein Gewissen und sein Herz durch die Zerstreuungen der großen Stadt, mit dem einzigen Unterschiede, daß er gegen die Frauen jetzt sowohl vorsichtiger, als misrauthischer wurde, zugleich aber auch jene siegesichere Citelkeit eingebüßt hatte, die ihm ein eheerner Schild gewesen war.

In Eduard Niedings Hause fühlte Adelheid sich nicht verlassen. Nur wenige Tage dauerte ihr Aufenthalt in dem großen Fabrikhause, Constanzen neuer, zukünftiger Heimath, die so verpfändet ihre Herrin aufnahm. Die Umstände obwohl an sich traurig — denn Constanze betrat in Trauerkleidern das Haus ihres Gatten — trugen vielleicht doch bei, der jungen Frau diesen Eintritt zu erleichtern. All die trüben und schmerzlichen Ereignisse, welche zwischen dem Tage ihrer Vermählung und der Stunde lagen, wo sie hier einzog, drängten sich ihrem Geiste plötzlich auf und dämpften den frohen Eindruck, den Niedings innig bewegter Empfang ihr bereiten sollte.

Nieding fühlte mit Feinheit, daß er sie jetzt nicht dem Nachdenken über ihre neue Lage überlassen dürfte. Er ordnete rasch seine Geschäfte für eine längere Abwesenheit und schlug eine Reise vor, welche wohlthätig die Gemüther auffrischen sollte. Ahnungslos machte er auch Adelheids Bruder den Vorschlag, sie alle zu begleiten, was natürlich abgelehnt wurde.

Sie gingen nach dem Süden und bei den unsterblichen Reizen Neapels, den wundervollen Kunstwerken von Venedig und Florenz, den melancholisch-poetischen Prachtbauten Roms erwachte die gemeinsame Denkweise und Anschauung der beiden Gatten, bildete sich jenes innige Band verwandter Empfindung, jener harmonische Zusammenklang — die Sympathie, welche nicht einmal immer da zu finden, wo von Anfang an eine starke, leidenschaftliche Liebe geherrscht hat.

Die Poesie dieses Reiselebens verfehlte auch auf Adelheid ihre heilende Wirkung nicht. Ihr junger, empfänglicher Geist öffnete sich all diesen neuen lebendigen Eindrücken, wie ein Blumenfeld der Sonne und dem Thau, Frische und Labung, Entwicklung und Reife daraus ziehend; die enge Welt des bloßen Empfindungslebens erweiterte sich zum Verständnis des Großen, Schönen und Seltener; der erste Jugendtraum verblaßte vor dem strahlenden Aufgang einer neuen Welt, wie der scheidende Stern vor der Sonne.

In dieser Zeit schrieb Adelheid offen, mit der ganzen naiv wahren Lebendigkeit der Seele ihre Eindrücke nieder und diese Briefe waren es, welche den anachoretischen Bewohner einer kleinen reizlosen Stube fern von ihr mit allem Zauber geistiger Verchwisterung durchdrangen. Der einsame, immer noch von strengem Verlangen beherrschte Herrmann sog aus diesen Mittheilungen süße, im Anfang gefährliche Wonnen. Aber endlich gewöhnte er sich an den Genuß dieses Gutes, das ihn heilte.

Wit dieser Correspondenz verstand Adelheid bewundernswürdig sein ihr Verhältnis zu lenken und zu festigen. Herrmann lernte darin den brüderlichen Ton anschlagen, der so schwer im mündlichen Verkehr geworden wäre und als auf diese Weise ein halbes Jahr hingegangen war und Adelheid im Begriff heimzukehren — da wußte sie, daß ihm der Sieg gelungen, ja daß sie schon auf eine Nebenbuhlerin gefaßt sein müsse, — Hermanns Veruf und Wissenhaft.

Und sie täuschte sich nicht. Er trat ihr in all seiner ursprünglichen Kraft entgegen, ein Mann voll regen Strebens, voll Eifer für seinen Beruf, einfach in seinen Bedürfnissen, innig und zart in seinem Benehmen gegen sie, aber ohne jene finstere Wolke auf der denkenden Stirne, ohne die brennende Leidenschaft im Auge und obwohl immer von tiefem Ernst überschattet, doch ohne die bittere Verzweiflung von einst.

Er war und blieb jetzt ihr Bruder.

Adelheid sah auch Paul Helmer wieder — und ihr Herz

war ruhig dabei. Ihr Leben nahm eine geistige Richtung. Die sorglose Jugend lag hinter ihr, aber Jugend blieb immer noch in ihrem Gemüth, in ihrer Seele und kein Schatten trübte den reinen Charakter ihrer Schönheit. Die Zukunft konnte immer noch durch irgend einen Zauber das jetzt gewaltsam verschlossene Herz aufschließen.

Constanze erfuhr das nicht sehr häufige Glück, von ihrem Gatten vollkommen gewürdigt zu werden und mit ihren reichen Gaben vergalt sie ihm auch.

Den Sommer bringen sie meist vereint mit den Geschwistern in der Villa am See zu und hören am Abend das Glöckchen von dem weißschimmernden Thurm herüber tönen, an dessen Fuß die Mutter schläft.

Zuweilen auch rudert beim Sonnenuntergang ein Boot hinüber nach dem stillen Friedhof, und betend vereint sich über dem grünen Hügel im ewig schweigenden Bund — Bruder und Schwester! — [670]

### G ü t e .

Es giebt fast kein Wort, das so vielfach gebraucht und fast ebenso oft gemißbraucht wird, als „Güte“. Es muß als Bezeichnung dienen für Gutmüthigkeit, Schwäche, ja selbst für geistige Beschränktheit, und so ist es gekommen, daß man dieser edlen, erhabenen Eigenschaft eine untergeordnete Bedeutung beilegt, daß man sie mit mitleidigem, spöttischen, ja mit verächtlichem Ausdruck einem Menschen zuerkennt. Die Phrase „es ist ein sehr guter Mensch“, soll in vielen Fällen nichts weiter sein, als ein modificirter Ausdruck für Borntheit, während andere „ein großes Wort gelassen auszusprechen“ wähen, wenn sie sagen: „Es ist sehr wenig, wenn der Mensch nichts weiter ist, als gut“. Alle, welche solche Ansichten an den Tag legen, geben damit zu erkennen, daß sie vollständig im Unklaren sind über das Wesen der Güte, daß sie die höchste Vollkommenheit, deren der menschliche Charakter fähig ist, verwechseln mit allerlei unbedeutenden, untergeordneten Eigenschaften.

Man ist noch lange nicht gut, wenn man Böses unterläßt aus Unkenntniß oder Trägheit, mit ganz gleichem Rechte könn-

das Ende. Wahre Güte ist untrennbar von geistigen Fähigkeiten, ist nur vorhanden bei einer sorgfältigen Ausbildung des Geistes und Herzens. Sie entspringt aus einer hohen sittlichen Freiheit, aus einer richtigen Würdigung des Menschenwerthes; sie läßt sich nicht beirren durch die Fehler einzelner Menschen, denn sie umfaßt die Menschheit, betrachtet dieselbe mit freiem, vorurtheilslosen Blick. Ohne Citelkeit, ohne Empfindlichkeit wandelt sie ihre Bahn, nicht verlangend nach Anerkennung, unbekümmert, ob ihr mit Undank gelohnt, ob sie verkannt und übersehen werde. Die wahre Güte ist nicht veränderlich, nicht abhängig von Launen, Stimmungen und Verstimmungen, sie ist lieblich im Gewähren, aber wo sie es für nothwendig erkennt zwar mild, doch fest im Versagen. Sie verbreitet stets ein sanftes Licht, eine wohlthuende Wärme, flammt aber nie auf plöblich und unvorhergesehen, wie eine Feuergerbe, die, wenn sie erloschen, nur eine um so tiefere Dunkelheit zurückläßt. Die wahre Güte hat das Geheimniß aufgefunden, glücklich zu sein und glücklich zu machen, sie ist die Wunderblume, welche verschlossene Thüren, verschlossene Herzen öffnet und lange verborgene Schätze an das Licht fördert. Sei ein Gemüth noch so verstockt, ein Herz noch so verhärtet, dem Himmelsthan der reinen Güte vermag es nicht zu widerstehen, unter ihrem Einflusse muß der Keim zum Besseren, wäre derselbe auch noch so schwach, wieder zur Entfaltung kommen. Die Wunderblume, von der das Märchen berichtet, blüht nur alle hundert Jahr einmal — ist die wahre Güte auch so selten? Zur Ehre und zum Troste des Menschengeschlechtes dürfen wir dies verneinen, ja wir möchten behaupten, daß sie noch weit häufiger aufzufinden wäre, wenn man diesen Diamant vom reinsten Wasser nicht so häufig geringschätzend überfähe, ihn verwechselte mit falschem, werthlosen Gestein, sondern ihn betrachtete als das, was er ist: Das höchste Kleinod, die schönste Blüthe der Humanität. [659] A. N. Heyrichs.

### Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard.

Schnee und Eis, die Attribute des Winters, haben, so schwer sie uns oft ihre Macht fühlen lassen, doch die Vorzüge, daß sie das Mitleid und die Barmherzigkeit wachrufen, daß sie die Herzen der Menschen erwärmen zu werththätiger, hilfsbereiter Liebe. In der kalten Jahreszeit läßt man nicht leicht einen armen Wanderer ungespeist von seinem Hause gehen, ja selbst gegen die Vögel, die sonst so überberücktigten Spazier und Raben, ist man mitleidig und streut ihnen eine Hand voll warmes Futter. Kälte in der Natur, Wärme im Herzen bilden überall einen schönen, gegenbringenden Contrast, sie bewähren sich aber in ihrem reinsten Glanze auf einem der höchsten Punkte Europas, wo fromme, wahrhaft gottergebene Männer ihr Leben der hilfsbedürftigen Menschheit weihen.

Ein Palast des Winters, ein Tempel der Barmherzigkeit thront auf dem Großen St. Bernhard — zwischen dem Kanton Wallis in der Schweiz und dem Klosthalde in Sardinen — das Hospiz, ein Asyl für Reisende, eine Zufluchtsstätte für Verirrte, eine Rettungsanstalt für Verunglückte. Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard wurde gegründet um das Jahr 962 durch Bernhard, einem Mitsiedler der savoynischen Herrscherfamilie, welcher für das Kloster die Ordensregel des heiligen Augustin annahm und demselben 40 Jahre als Abt vorstand. Die Gebäude, welche jetzt den Namen Hospiz tragen, sind jedoch nicht von so hohem Alter, sondern stammen erst aus dem sechszehnten Jahrhundert. Es gehörte wahrlich kein geringer Grad von Selbstverleugnung dazu, um sich zu entschließen, hoch oben in der Region des Eises und Schnees ein von allem menschlichen Verkehr, von allen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens gänzlich abgeschnittenes Dasein zu führen, und die Ehrfurcht, welche man dem Stifter dieser Anstalt zollen muß, überträgt sich auf die ganze Reihe edler Männer, die sich um sein Panier scharten und bis auf den heutigen Tag in seinem Geiste wirken.

Raum vier Monate im Jahre ist das Hospiz frei von Schnee, er umgiebt das Gebäude durchschnittlich in einer Tiefe von sieben bis acht Fuß, wächst aber bei einem neuen Schneefall nicht selten bis zu vierzig Fuß an. Die Luft ist so scharf, daß es selbst während des Sommers in den frühen

Morgenstunden friert und stets warme Zimmer für die einpressenden Reisenden in Bereitschaft gehalten werden müssen. Dieselben finden aber auch außerdem eine vortreffliche Bewirthung und man wäre sehr im Irthum, glaubte man im Hospiz der Einfachheit zu begegnen, mit welcher die in den gaslichen Klöstern des Mittelalters Einsprechenden fürlieb nehmen mußten. Der Salon ist wohl ausgestattet, die Schlafzimmer von der größten Keilichkeit und mit allem versehen, was man für eine Nacht der Ruhe und Stärkung nur beanspruchen kann. Die Mönche, gekleidet nach der Ordensregel des heiligen Augustin, machen dabei die liebenswürdigen Wirthe, denn sie sind meist Männer aus guten Familien und wohl vertraut mit allen Formen des geselligen Lebens. Man vergißt in ihrem Salon, daß man viel tausend Fuß über der bewohnten Erde sich befindet und daß diese Männer ein strenges Ordensgelübde abgelegt und sich nicht nur verpflichtet haben, den bei ihnen Einsprechenden Gastfreundschaft zu erweisen und ihnen als Führer zu dienen, sondern die Verunglückten mit Gefahr des eigenen Lebens aufzusuchen und dem Tode zu entreißen.



Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard.

ten wir dem Schaf und der Taube ein Verdienst daraus machen, daß sie nicht beißen und kratzen, während sie es doch nur unterlassen, weil sie keine Zähne und Krallen erhalten haben. Man ist nicht gut, wenn man das Gute thut nach Laune, wenn man es vollbringt mit innerem Wiberstreben, nur weil man zu schwach ist, sich einem anderen Willen zu widersetzen oder wenn man Gefälligkeiten und Wohlthaten spendet in der Hoffnung auf Erwidern und Lob. Man ist ebenfowenig gut, wenn man das Gute thut, ohne eine völlige Erkenntniß desselben. Wer instinctmäßig wohlwollend ist, den kann man gutmüthig, aber nicht gut nennen, und Gutmüthigkeit, wenn sie auch immerhin anerkennenswerth, ist doch durchaus nicht geeignet, Vertrauen einzuschließen, denn sie hält ernstlichen Prüfungen des Lebens gegenüber selten Stand und ist nach Wiberwärtigkeiten und trüben Erfahrungen sehr geneigt, in das Gegenteil umzuschlagen, Bitterkeit und Ungerechtigkeit Raum zu geben.

Die wahre Güte ist der höchste Triumph, den das edlere Selbst feiern kann über alle der Menschenbrust inwohnenden Leidenschaften und Begierden, sie ist nicht der Anfang, sondern

Täglich wandern zwei Mönche, wohlvertraut mit allen Wegen, Schluchten und Pässen, nach verschiedenen Seiten aus, die Fußpfade so viel als möglich offen zu erhalten und nach verirrtten Reisenden zu forschen. Jeder dieser Apostel der Menschenliebe ist begleitet von einem jener berühmten St. Bernhardshunde, die, ursprünglich aus Spanien stammend, eigens zur Auffindung der Verunglückten im Hospiz erzogen und abgerichtet werden und denen viele im Schnee Begrabene ihre Lebensrettung danken. Ihr Geruch ist so fein, daß sie viel schneller als die Mönche die Verirrten, oft mehre Fuß unter dem Schnee auffinden. Jede Nacht, besonders bei Sturm und Unwetter werden sie ausgesandt, durchstreifen jeden Pfad, jede Spalte in den Bergen. Haben sie einen Verunglückten aufgefunden, so scharren sie ihn aus dem Schnee, wo-

bei sie ein tiefes durchdringendes Geheul ausstoßen, das, ein Echo in den Bergen findend, die im Kloster Wache haltenden Mönche herbeiruft. Ist der Verirrte noch bei Besinnung, so kann er sich aus der um den Hals des Hundes befestigten und mit geistigem Getränke gefüllten kleinen Flasche so lange die nötige Stärkung verschaffen bis wirksamere Hilfe naht. Den Bewußtlosen bringen die Mönche ins Kloster und lassen ihm hier alle mögliche Hilfe angedeihen; mit inniger Freude sehen sie ihr Liebeswerk durch die Wiedererweckung der Geretteten belohnt und nur nach langen vergeblichen Versuchen und mit tiefem Schmerz entschließen sie sich, den bereits Erfrorenen einen Platz in ihrer Todtenkapelle anzuweisen, wo sie durch die Kälte eintrocknen und sich so vollständig erhalten, daß Verunglückte hier noch nach Jahren von



Vom Herrgott einen Gruß! (Gedicht von Marie Harrer, Seite 70.)

Angehörigen aufgesucht und erkannt werden. — Die Pflege der Verirrten, wie die Bewirthung der einkehrenden Reisenden geschieht unentgeltlich und nur die Bemühenden legen beim Abschied ein Geschenk in den Armenstoft.

Die auf unserm Bilde veranschaulichte Scene stellt die Rettung verirrter Reisenden durch die Mönche und Hunde in der Nähe des Hospizes dar und dürfte, da die Scenerie treu nach der Natur aufgenommen, unsern Leserinnen einen recht deutlichen Begriff von dem Hospiz und der dasselbe umgebenden schneebedeckten Einöde liefern.

[1709]

g . . .

### Vom Herrgott einen Gruß!

(Hierzu das Bild, Seite 69.)

Wenn aus dem großen Buche dort —  
 Der Vater, der nennt es: Gottes Wort —  
 Die Schwester sich Sprüche überhört,  
 Da lernt sie, daß Gott die Vögelin nährt.  
 Der liebe Gott, der braucht wol nicht  
 Das Alles zu halten was er verspricht?  
 Heut lagen im Garten drei Weisen todt.  
 Warum denn duftet der liebe Gott,  
 Daß in dem Schnee und dem kalten Wind  
 Die armen Thierchen verhungert sind?  
 Aber die Vögel sind auch zu dumm,  
 Was flattern sie hier auf dem Hof herum!  
 Hätt' ich wie sie, zwei Flügelein,  
 Da würd' ich wol gescheiter sein.  
 Ich flög' gerade in den Himmel hinaus  
 Und klopf' an des lieben Gottes Haus  
 Und sagte: Weil Du doch Vater heißt,  
 Um alle Deine Geschöpfe weißt,  
 Und weil es von Dir geschrieben ist,  
 Daß Du der Geringsten nicht vergißt,  
 So denke an uns und an unsere Noth,  
 Behüt unser Leben und gieb uns Brod! —  
 Nicht wahr, liebe Mutter, meinst Du nicht,  
 Da machte Gott ein freundlich Gesicht  
 Und ließ seine liebe Sonne gleich  
 Das Eis zerschmelzen auf Feld und Teich,  
 Und wenn die Vögelin herniederzieht,  
 Da fänden sie schon die Wiese grün  
 Und könnten im Grase und im Sand  
 Sich Futter suchen allerhand?  
 Die Mutter lächelt fein und spricht:  
 „Mein liebes Frischchen, das glaub ich nicht.  
 Gott gab den Vögeln in ihrem Leid  
 Wol einen anderen Befcheid.  
 Er sprach: Ihr dreist'n Bettler, fort!  
 Wer lehrt euch deuten so Mein Wort?  
 Denkt ihr, Ich sei nur groß und gut  
 Um euch zu schützen und eure Brut,  
 Und müßte vertilgen Winter und Schnee.  
 Damit es den Späßen wohl erge?  
 Mit nichten! Doch höret Meinen Rath. —  
 Fliegt nur zurück in eure Stadt,  
 Grad zu dem schmucken Häuschen hin,  
 Wohnt ein Vater und eine Mutter drin,  
 Die haben der artigen Kinder zwei,  
 Die Dorchchen, und Frey ist auch dabei.  
 Da flattert umher ohne Unterlaß,  
 Bis die Kinder kommen aus Fensterglas,  
 Und zwitschert brav, scharft mit dem Fuß,  
 Bringt ihnen vom Herrgott einen Gruß  
 Und sagt: Als Er nach Seinem Bild  
 Die Menschen geschaffen gut und mild,  
 Da senkt' Er in jedes Herzchen klein  
 Einen Funken Seines Erbarmens ein,  
 Damit der Mensch, so er Kräfte hat,  
 Erbarmen liebe an Gottes Statt! —  
 Und kommt nun ans Fenster ein Finkenpaar  
 Oder die muntern Notzschelken gar,  
 So weiß ich wohl, mein Schindchen schenkt  
 Zur Hälfte ihnen sein Brod und denkt:  
 Die hat der liebe Gott gesandt,  
 Daß ich sie speise mit meiner Hand,  
 Damit auch Schwache Kindeskrast  
 Dem Gotteswort Erfüllung schafft.“  
 „Ach, Mütterchen, so meinst Du  
 Die armen Vögelin schickt Gott mir zu?  
 Nun soll hier auf unserm ganzen Platz  
 Nicht mehr verhungern der kleinste Spatz,  
 Ich möchte nicht um die ganze Welt  
 Daß ein Sperling von unserm Dache fällt.“

M. Harrer.

### Rubens bei Velasquez.

Große Bewegung herrschte an einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1629 in einem eleganten Pavillon des Escorial, jenes ungeheuren Palastes, in welchem die spanischen Könige residirten.

Man bestreute den kleinen Hof mit Sand, man legte Teppiche, man ordnete Gemälde, kurz, man richtete sorgsam ein großes Atelier her. Das war die Wohnung des jungen und berühmten Malers Velasquez, und die allgemeine freudige Erregung ließ schließen, daß ein hoher Besuch erwartet wurde.

Obgleich Velasquez erst 34 Jahre alt war, hatte er sich doch schon in Spanien einen Ruf gemacht, der sich mit jedem Tage vergrößerte. Der König Philipp IV., jener Beschützer der Kunst, hatte, einer der ersten, das große Talent dieses Mannes erkannt; er hatte ihn zu seinem Hofmaler ernannt, zum Kammerer gemacht und gewollt, daß er neben ihm wohne, im Escorial selbst. Diego Velasquez hatte Italien, Deutschland und Flandern durchkreuzt und von diesen Reisen Kenntnisse mitgebracht, die für die Kunst das sind, was die feine Welt für die Gesellschaft ist.

Man konnte in Velasquez' Hause eine eigenthümliche Gestalt erblicken, einen armen schüchternen Mulattenclaven. Zum Verständniß des Folgenden ist es nöthig, in kurzen Worten die Geschichte desselben zu erzählen.

Nach dem Wunsche Philipp IV. hatte Velasquez das Per-

trait des berühmten Admirals Pareja gemalt, und dieser, entzückt, sich so wunderbar von dem Künstler wiedergegeben zu sehen, kam, ihm zu danken, gefolgt von einem Sklaven, der eine goldene Kette, als Geschenk für den Maler trug. — Als der Admiral fort ging, wollte jener seinem Herrn wieder folgen. Aber der rauhe Seemann ließ ihn mit dem Fuße zurück. „Glaubst Du,“ sagte er, „daß, wenn ich Jemandem eine goldene Kette anbiete, der dazu gehörende Schrein nicht mit unbegriffen sei in dem Geschenk? Du gebührst von diesem Augenblicke an Deinem neuen Herrn Velasquez.“

Der arme Mulatte mit seiner fremden Erscheinung, dem zurückhaltenden, demüthigen Ausdruck seines Gesichts, den ihm die Sklaverei gegeben, erschien Velasquez' Schülern als ein Wesen, über das sie sich lustig machen könnten. Die Art, wie er in das Atelier eintrat, mit einem Fußtritt, wurde für sie eine unerschöpfliche Quelle von Redereien. Es beliebte ihnen, ihm den großen Namen seines ersten Herrn zu geben, Juan de Pareja, welchen er auch immer beibehielt. Velasquez seinerseits, nahm sich seiner an und beschützte ihn, aber in seiner Abwesenheit war Juan das Spielzeug der Laune der Schüler und die Zielscheibe ihres Gespöttes und ihrer Redereien. Er ertrug sie lange mit bewunderungswürdiger Geduld; aber endlich, ihrer müde, ergriff er einen Ausweg, um ihnen zu entgehen. War Velasquez abwesend, verließ auch er das Atelier und verbarg sich in einem, allen Andern unbekanntem Winkel.

Man sagt, daß die Industrie Industrie, die Kunst Kunst hervorruft. Gewiß ist, daß die Umstände oft Kunstsin im Menschen wecken können, der bei ihm nicht geahnt worden wäre.

Juan hatte nicht zwei Jahre malen leben, zwei Jahre die Malerei als das Höchste preisen hören können, ohne unendliche Lust zu empfinden, sich auch in den Farben zu versuchen. Um sich die langen Stunden der Einsamkeit, in denen er die Rückkehr seines Herrn erwartete, zu verkürzen, begann er zu malen. Seine Mittel waren sehr beschränkt; er hatte nur weggeworfene Pinsel und Farbenreste, die er im Atelier sammelte. Trotzdem fand er viel Vergnügen daran, und beobachtete über seine Beschäftigung das tiefste Stillschweigen.

Im Augenblicke der Bewegung, die jetzt in Velasquez' Wohnung herrschte, war er am beschäftigtsten; Jedermann gab ihm Befehle. Man erwartete zwei hohe Besuche. Der eine war der König Philipp IV.; für ihn, der so oft kam, hätte man indeß nicht diese ängstlichen Vorbereitungen gemacht, aber der andere hieß Peter Paul Rubens, und der Bürger von Antwerpen, war für den Maler und seine Schüler mehr, als selbst der König; war er ja doch der König der Malerei, der große Meister der Kunst. Damals sprach ganz Europa nur mit ehrfurchtsvoller Begeisterung den Namen Rubens aus. In seinem glorreichen Vaterlande, in Deutschland, England, Italien, Spanien, Frankreich, überall war dieser Name verehrt und er verdiente auch, es zu sein.

Als Maler hatte er Malerschulen gegründet, die die Welt staunen machten, jede Gallerie Deutschlands war stolz von ihm Bilder zu besitzen; als Baumeister hatte er sich einen Palast gebaut, hatte er die herrliche Kirche der Jesuiten in Antwerpen geschaffen; als Diplomat hatte er Friedensschlüsse zu Stande gebracht, als Schriftsteller war er in Briefwechsel mit den größten Gelehrten Europas. Sein Charakter entsprach seinem großen Geiste. Er erhielt auf seine Kosten junge Künstler in Rom. Er machte seine Feinde durch seine Wohlthaten verstummen. Er antwortete der Kritik, indem er sie entwaffnete, d. h. indem er das that, was sie ihn angeklagt hatte, nicht thun zu können.

Velasquez empfand eine tiefe Bewegung bei dem Gedanken, daß seine Werke von dem berühmtesten Künstler seiner Zeit beurtheilt werden sollten. Mein Ruhm ist nichts, hatte er gesagt, wenn nicht auch Rubens in denselben einstimmt.

Um 12 Uhr kamen zwei glänzende Züge bei dem Thore des Pavillon an. Der eine hielt, um dem andern den Vortritt zu lassen. Dieser war der König Philipp IV., umgeben von den höchsten Personen seines Hofes, der zweite Rubens, begleitet von Van Dyck, Van Uden, Widens und andern Künstlern, seinen Schülern, die er auf seine Gesandtschaftsreise mitgenommen hatte, denn er war nun schon zum zweiten Mal in Spanien mit dem Charakter eines Gesandten.

Der flämische Künstler beeilte sich vom Pferde zu steigen und sich tief vor dem Könige zu verneigen. Aber Philipp wollte diese Huldbildung nicht annehmen. „Wir sind bei einem Maler,“ sagte er, „und da seid Ihr Monarch.“

Er bot ihm seinen Arm und die beiden Könige traten in das Atelier, jeder gefolgt von seinem Hof.

Rubens war damals 52 Jahre alt. Sein Kopf war schön, seine Gestalt imponirend, seine Haltung edel. Gewohnt an Höhen zu leben, vereinigte er die Majestät des Künstlers mit den feinen Manieren des Weltmannes.

Die Herzen aller Anwesenden schlugen schneller, während der Meister der flämischen Schule schweigend die Werke des Chefs der spanischen betrachtete. Bei dem Anblicke eines Gemäldes, das Velasquez eigens für dieses Zusammentreffen gemalt, brücte er seine tiefe Bewunderung aus, und bot freundschaftlich seine Hand dem Künstler, der sich in seine Arme warf, indem er ausrief: „Das ist der schönste Tag meines Lebens!“

„Ihr würdet übrigens meine Freude und meinen Stolz vervollständigen, Sennor,“ fügte er hinzu, „wenn Ihr eines meiner Werke durch ein paar Pinselstriche von Eurer Hand verherrlichen wölltet.“

Und indem er dies sagte, bot er Rubens Pinsel und Palette dar.

„Alles, was ich sehe, ist vollendet,“ erwiderte Rubens, „aber ich will Euch gern eine Skizze machen.“

Und er bückte sich, um eine gegen die Wand geführte Leinwand zu nehmen, welche er noch weiß glaubte.

Da stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus. Der Mulattenclave erlebte vor Schrecken, als er in diesen Händen sein Gemälde sah, daß er in seiner Einsamkeit gemalt, und das er nicht hier geglaubt hatte. Er zitterte wie ein Schuldiger und senkte den Kopf in der doppelten Erwartung der Scheltworte seines Herrn, und des Gespöttes der Schüler. Rubens betrachtete indeß das Gemälde genauer.

„Ich hatte zuerst geglaubt, daß dieses Bild von Euch sei, Velasquez,“ sagte er endlich. . . .

Der Sklave erhob den Kopf; er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Aber Niemand bemerkte ihn.

Rubens fuhr fort:

„Indem ich es näher betrachte, erkenne ich, daß es von einem Eurer Schüler sein muß. Wer es auch immer sei, der dies gemalt hat, er kann sich Meister nennen.“

Jedes dieser Worte verdoppelte das Herzklopfen des armen Juan.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Velasquez erstaunt, indem er auch das Bild betrachtete, „ich weiß in der That nicht, wer es gemacht; ich sah es nie in meinem Atelier.“

Er warf einen Blick auf seine Schüler. „Wer ist der Maler dieses Bildes?“ fragte er. Noch hatte Niemand geantwortet, als sein Blick den armen Mulatten traf.

Juan de Pareja fiel auf seine Knie in unbeschreiblicher Bewegung.

„Ich bin's,“ sagte er und brach in Thränen aus, unfähig, noch ein Wort hinzusetzen zu können.

Rubens und Velasquez hoben ihn auf und umarmten ihn. Der König trat vor; er legte seine Hand auf die Schulter des Mulatten.

„Ein Mann von Genie kann kein Sklave sein,“ sagte er. „Erhebe Dich, Du bist frei. Dein Herr wird sogleich 200 Goldstücke als Dein Lösegeld erhalten.“

„Und diese 200 Goldstücke sind Dein, Juan,“ erwiderte Velasquez. „Habe ich nicht schon genug gewonnen, indem ich statt eines Sklaven in Dir einen Künstler und einen Freund fand?“

„Ach, immer Sklave, immer will ich Euer Sklave sein,“ rief Juan und umfaßte Velasquez' Knie.

Rubens, zu bewegt, hatte Pinsel und Palette weggelegt; er ließ für den andern Tag, um was ihn Velasquez gebeten hatte.

Als er nach seinem Versprechen wieder kam, malte er eine Stunde und ließ eine Skizze. Er wurde bedient von Juan, der schon die Kleidung eines freien Mannes trug. Als er fertig, umarmte er noch zärtlich seinen neuen Mitbruder.

Noch einige Worte über das Künstlerleben Juans de Pareja.

Er vergaß nie die gute Behandlung, welche er von Velasquez erfahren; niemals wollte er sich von ihm trennen.

Velasquez starb zu Madrid im Jahre 1660 an einer ansteckenden Krankheit. Juan verließ sein Todtenbett, um seine ganze Sorge nun der Wittve seines Herrn zuzuwenden. Als diese 8 Tage nach ihrem Gemahl von derselben Krankheit hinweggerafft wurde, begab sich Juan zu der Tochter seines Herrn, die mit dem Landschaftsmaler Martinez del Mazo vermählt war.

„Sennora,“ sagte er zu ihr, „Ihr allein seid mir noch geblieben. Nehmt mich in Euren Dienst, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sterbe.“

„Komm herein Freund,“ erwiderte ihm Mazo, „Du gebührst zu unserm Haus.“

Und Juan widmete nun diesen Beiden seine ganze Liebe und Anhänglichkeit. Ihm verdankte Mazo sein Leben. Als nämlich im Jahre 1670 ein großer Herr von Madrid sich durch ein satirisches Gemälde desselben beleidigt fühlte, erkaufte er Meuchelmörder, um Martinez zu erlösen.

Juan, der immer den begleitete, dem er sich ergeben hatte, warf sich im Augenblicke der Gefahr vor, und so erhielt er den tödtlichen Stoß, der seinem Freund gekollt hatte.

Das Museum zu Madrid besitzt von diesem Künstler mehrere wundervolle Gemälde. In Paris sind zwei seiner Bilder: „Die heiligen Frauen am Grabe des Erlösers“ und „Die Beerdigung“, jenes denkwürdige Gemälde, das Rubens entdeckt, das Juan zum Meister und zum freien Mann gemacht.

Sein Meisterwerk, „Die Vocacion des heiligen Matthäus“, befindet sich in dem Palaste von Aranjuez.

E. K.

### Die Würgspinnen in Amerika.

Schon vor längerer Zeit berichteten Reisende, daß sie in Amerika Spinnen gefunden, welche von einer so beträchtlichen Größe, daß sie Vogelnester überfallen und nicht nur die darin befindlichen Eier ansaugen, sondern sogar kleinere Eingeborgte tödten. Obgleich diese Darstellungen sich mehrfach wiederholten, war man doch, da sie der eigentlichen wissenschaftlichen Bestätigung ermangelten, nicht geneigt ihnen Glauben zu schenken, sondern hielt sie für eine jener Fabeln, wie sie nur zu häufig zur Ausschmückung von Reiseberichten erfunden werden. Ein englischer Naturforscher, der sich behufs seiner naturhistorischen Studien längere Zeit in der Nähe des Amazonenflusses aufgehalten, kommt nun ebenfalls auf diesen Gegenstand zurück und macht von den von ihm in der Provinz Para beobachteten Würgspinnen folgende Beschreibung:

„Die Würgspinnen kommen in der Nähe des Amazonenflusses sehr häufig vor. Sie bauen ihre Nester entweder unter Steinen oder unter den Strohdächern der Häuser, ja sie legen nicht selten künstliche Höhlen unter der Erde an. Die Eingebornen nennen sie Aranhas caranguejeiras oder Krebsspinnen. Sie sind bedeckt mit kurzem struppigen Haar von grauer und röthlicher Farbe, welches sich sträubt sobald man sie berührt und der Haut einen eigenthümlichen, ich möchte sagen sinnverwirrenden Schmerz bereitet. Als ich das erste dieser Thiere tödtete und präparirte, ging ich, mit dieser Eigenschaft desselben unbekannt, nicht vorsichtig damit um und mußte die hier eben mitgetheilte Erfahrung durch drei Tage währende heftige Schmerzen bezahlen. Ich glaube indeß nicht, daß dieselben durch eine dem Haar imwohnende giftige Substanz verursacht worden, sondern bin weit eher geneigt anzunehmen, die Schmerzen haben ihre Veranlassung in der Beschaffenheit des Haares selbst, das kurz und rauh, in alle feinen Poren der Haut dringt.“

„In Cameta, in der Provinz Para, sah ich eine Spinne, deren Körper die Größe von zwei Zoll hatte, während die Länge jedes Fußes sieben Zoll betrug. Sie saß an einem Baum, und zwar dicht neben einer im Stamm desselben befindlichen Spalte, die sie mit einem dichten weißen Gewebe überzogen hatte. Der untere Theil des Netzes war zerrissen und in den Stücken desselben hatten sich zwei kleine Vögel gefangen, ungefähr von der Größe unserer Zeighe. Ich hielt sie für Männchen und Weibchen. Der eine der Vögel war todt, der andere aber, welcher unter dem Körper der Mörderin lag, schien mir noch Lebenszeichen von sich zu geben. Ich bemächtigte mich der Spinne und befreite ihre Opfer; die Rettung kam jedoch zu spät, denn auch der zweite Vogel starb nach wenigen Augenblicken.“

„Die hier geschilderte Würgspinne ist jedoch bei weitem noch nicht die größte ihrer Gattung, man hat sie noch von weit bedeutenderen Dimensionen. Ein höchst eigenthümliches Schauspiel gewährte mir eines Tages der Anblick eines solchen ungeheurer großen Insectes, das die Kinder einer Indianerfamilie für mich gefangen hatten und mir im buchstäblichen Sinne des Wortes zuführten. Sie hatten dem Thiere nämlich einen Strich um den Leib befestigt und schleppten dasselbe daran hinter sich her, ungefähr in der Art, wie in Europa zuweilen ein widerspenstiger kleiner Hund geführt wird.“

[1715]

g . . .

### Die Blume der Kaiserin Josephine.

Die Kaiserin Josephine hatte eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe für die Blumen. Zur Zeit der Continentalperre, wo die Meere von englischen Schiffen bewacht waren und wo sie der Blumen ihres Heimathlandes entbehren mußte, machten sich sogar englische Seelente zu Schmugglern, um der allgemein geliebten Gemahlin ihres großen Feindes die geliebten Kinder einer andern Zone zu bringen. Wittve geworden, nicht durch den Ruf Gottes, sondern durch den Spruch einer kalten, berechnenden Staatskunst, zog sich Josephine nach dem ihr zur Residenz angewiesenen Malmaison zurück und schmückte ihre Gärten und Treibhäuser beinahe mit der ganzen Flora aller fünf Erdtheile. Dennoch konnte die Kaiserin, der so viel zu Gebote stand, deren Blumenliebhaberei sogar die feindlichen Engländer gebuldt hatten, eine Blume nicht erlangen, welche eben weil sie so klein und unscheinbar, daß keiner der Reisenden sie der Kaiserin darzubieten wagte. Aber diese Blume blühte auf der Insel, wo Josephine geboren, wo ihr schon als Kind ihr glänzendes Geschick verkündet war. In den Felsenklüften von Martinique hatte Josephine Tascher de la Pagerie sie gepflückt, sie zum Kranze geworden, kein Wunder daher, daß das Herz der Kaiserin sich danach sehnte und daß sie nur ungen und langsam die Hoffnung aufgab, in ihren Besitz zu gelangen.

Eines Tages erhielt die Kaiserin die Anzeige, daß in Paris eine große Gemäldeausstellung stattfände, bei welcher vorzugsweise viele Blumenstücke wären. Dieser Umstand hatte eine große Anziehungskraft für sie und bestimmte sie, obgleich sie als Freundin und Beschützerin der Künste der Ausstellung auf keinen Fall fern geblieben wäre, doch den Besuch derselben möglichst zu vermeiden. Auch eilte sie, dort angekommen, schnell den Schlachtenbildern und historischen Gemälden vorüber, um sich auch im Bilde an dem Anblick ihrer Lieblinge, der Blumen, zu erfreuen.

Pöblich entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung den Lippen der Kaiserin. Sie hatte ein kleines, schlecht placirtes, im ungünstigsten Lichte hängendes Bild bemerkt, und auf demselben mit der größten Naturwahrheit dargestellt — die so lange ersehnte Felsenblume von Martinique.

„Von wem ist dieses Bild?“ fragte sie den sie begleitenden Custoden.

„Von Madame Loret,“ erwiderte dieser sich tief verneigend.

„Die Baronin Loret?“

„Zu Befehl Majestät, sie ist jedoch im Katalog nur mit ihrem Namen aufgeführt.“

„Ich werde also endlich die Blume erhalten,“ sagte die Kaiserin, das Bild mit der größten Aufmerksamkeit betrachtend, „sie muß in Frankreich sein, wo hätte sonst die Künstlerin das Modell zu ihrem Gemälde hernehmen sollen?“ Sie gab hierauf Befehl, das Bild anzukaufen, bezahlte es mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit und stellte nur die Bedingung, daß die Künstlerin es ihr selbst nach Malmaison bringen solle.

„Sie besitzen also die auf diesem Gemälde dargestellte Blume in der Wirklichkeit und blühend, Madame,“ fragte sie, als sie die Malerin empfing, die ihr bereits durch mehre andere Gemälde bekannt und schon früher vorgestellt war.

„Wäre die Blume in Frankreich, so würden Ew. Majestät sie sicher in Ihren Treibhäusern haben,“ entgegnete die junge Frau.

„Wonach hätten Sie denn diese Blume gemalt?“

„Nach der Erinnerung.“

„Sie waren also auf Martinique?“

„Ich habe dieses Glück gehabt, Majestät.“

Die Königin Hortense war bei dieser Unterredung gegenwärtig, hatte sich aber bis zu diesem Augenblick schweigend verhalten. In einem großen Lehnstuhl sitzend betrachtete sie mit immer wachsender Unruhe den Himmel, an welchem schwere Wolken heraufzogen. Gleich einer tropischen Pflanze war ihr nichts entsetzlicher, als Sturm, Unwetter und Dürstheit, bedurfte sie zu ihrem Wohlbehagen eines klaren Himmels und warmen Sonnenscheins. Gegen alles Erwarten klärte sich indes der Himmel wieder auf und ein glänzender Sonnenstrahl fiel durch das Fenster, das Anltz der schönen Königin liebend. Sie erhob das Haupt und sagte mit dem ihr eigenen zaubernden Lächeln zu der Kaiserin:

„Fragen Sie doch lieber, wie Madame Künstlerin geworden, Mama. Ich glaube, Sie erfahren dadurch zu gleicher Zeit, wie sie nach Martinique gekommen ist.“

„Ah, es giebt also hier eine Geschichte,“ sagte die Kaiserin. Die Königin ließ ihre kleinen Füße in den Strahlen der Sonne tanzen, und machte mit dem Haupte eine Bewegung, welche ausdrücken sollte: Fragen Sie.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für das Gemälde, Madame,“ sagte Josephine in ihrer herzogwindeh Weise, „es wäre aber sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir mit demselben auch die dazu gehörige Geschichte zukommen ließen.“

Die Künstlerin wurde einen Augenblick verlegen, sich fassend fragte sie dann: „Von welcher Geschichte sprechen Ew. Majestät?“

„Natürlich von der Ihrigen,“ entgegnete die Kaiserin, indem sie ein Lächeln mit ihrer Tochter austauschte.

„Aber ich habe keine Geschichte.“

Jetzt fand Hortense gerathen, sich ins Mittel zu legen.

„Sie sind aber doch auf Martinique gewesen?“ fragte sie.

Die junge Frau verbeugte sich bejahend.

„Sie sind Künstlerin geworden?“

Eine abermalige Verbeugung.

„Und Baronin?“

„Allerdings, Majestät, alles dies bildet aber noch keinen Stoff zu einer Erzählung, welche der Aufmerksamkeit Ew. Majestäten würdig wäre. Es ist eine Geschichte, wie man sie alle Tage hört.“

„Bitte um Entschuldigung, Madame, man hört nicht alle Tage, daß eine Frau Baronin und Künstlerin wird und nach den Antillen reist,“ entgegnete Hortense und fügte dann mit etwas boshaftem Lächeln hinzu: „Soll ich Ihrer Geschichte einen Namen geben?“

„Wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen.“

„Wohlan, sie soll heißen — die Begegnung auf dem Pont Neuf.“

„Da Ew. Majestät mir die Ehre erweisen, meine Mitarbeiterin zu sein, so darf ich nicht länger zögern,“ sagte die junge Frau, „um so weniger, als der schwierigste Punkt erledigt und ein Titel für die Erzählung gefunden ist.“

Die Kaiserin lehnte sich in ihren Fauteuil, wie um besser hören zu können, die Königin, welche den zu erzählenden Thaten nicht fremd zu sein schien, setzte ihr Spiel mit den Sonnenstrahlen fort und die junge Frau begann zu erzählen:

„Es war einmal in Paris eine junge Arbeiterin, welche Fächer malte und dabei gerade so viel erwarb, um sich und ihren Vogel zu ernähren. Sie würde wahrscheinlich noch Ersparnisse gemacht oder, was noch wahrscheinlicher war, so viel erworben haben, um allerlei Luxusartikel anzuschaffen zu können, von denen sie eine große Freundin war, hätte sie bei ihrer Beschäftigung vom Morgen bis zum Abend bleiben können. Die beste Zeit verlor sie jedoch durch die häufigen Gänge nach den Magazinen, um fertige Arbeit abzuliefern und neue Aufträge zu empfangen.“

Die Königin Hortense, welche der Einleitung nur geringe Aufmerksamkeit schenkte, lächelte bei den letzten Worten; die Erzählerin schien bei dem Kern ihrer Geschichte angelangt.

„Eines Tages,“ fuhr die junge Frau fort, „ging die junge Arbeiterin über den Pont Neuf. Es war Mittag und das Trottoir ziemlich leer, nur eine Person befand sich außer ihr noch auf demselben, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit blondem Haar, blauen Augen und einem rothen Vadenbart. Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, kamen sie einander entgegen und sahen sich erst als sie dicht voreinander standen. Das junge Mädchen wollte nach der rechten Seite ausweichen, der Herr wandte sich in demselben Augenblicke nach derselben Richtung, schnell bog sie links, der Herr that dasselbe. Dies geschah ein-, zwei-, dreimal, wobei sie immer, ohne einander anzusehen, das Wort Excusez sprachen. Endlich ward es dem Fremden zuviel. Er faßte das junge Mädchen leicht in die Arme und drehte sie nach der Seite, nach welcher sie wollte, wobei er sie begrüßend sagte: „Das Schicksal hat es so beschloffen, wir kommen nicht anders von der Stelle.“ Ehe die Betroffene noch Zeit hatte, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, war er nach der entgegengesetzten Richtung verschwunden.“

„Weiter?“ fragte die Kaiserin, welche der Erzählung mit lächelndem Interesse gefolgt war, „Sie sind noch nicht zu Ende, wer war jener Fremde?“

„Einer jener ritterlichen Seelente von der andern Seite des Kanals, welche den Verboten, wie der öffentlichen Meinung trogend, Ew. Majestät Ihre geliebten tropischen Blumen überbrachten.“

„Brave Leute,“ flüsterte die Kaiserin und setzte dann laut hinzu: „Und das junge Mädchen?“

„Das junge Mädchen traf zu ihrem großen Erstaunen den Fremden noch an demselben Abend in einem Magazin. Am andern Tage sah sie ihn in der Kirche, Sonntags darauf begegnete sie ihm auf dem Boulevard — und nach einem Monat ward die arme Fächermalerin die Frau eines Barons und Officiers der englischen Marine.“

„Wir wissen jetzt, auf welche Weise Sie Baronin wurden, was aber machte Sie zur Künstlerin?“

„Der edle und sehr reiche Officier gab seiner Frau die besten Lehrer und that besonders sehr viel für die Ausbildung ihres Malertalents, das sie ja schon als Arbeiterin lucrativ gemacht. Er nahm sie mit auf seine weiten Reisen und so sah sie auch die Wunderwelt der Tropen. Da es aber auf Erden kein ungetrübbtes Glück giebt, auf daß der Mensch den Himmel nicht vergesse,“ fuhr die junge Frau mit bewegter Stimme fort, „so starb der Baron nach einer kurzen Ehe.“

Die Kaiserin seufzte tief — sie hatte eine weit schmerzlichere Trennung erfahren, als durch den Tod.

„Die junge Frau,“ schloß die Erzählerin, „welche der stolzen Familie ihres Gatten immer ein Dorn im Auge gewesen, ward von derselben verstoßen und durch einen Proceß um das ihr von ihrem Gatten zufallende Erbtheil gebracht. Das Beste, was ich ihm verdanke,“ setzte sie, aus der dritten Person in die erste übergehend, hinzu, „konnten sie mir jedoch nicht rauben. Meine Kunst und meine Erinnerung an einen edlen Charakter, ein großes Herz und eine reine Liebe. Auf Martinique verlebte ich die glücklichsten Stunden an seiner Seite, dem Andenken derselben habe ich jene Blumen gemalt, die zu meinem großen Entzücken auch Ew. Majestät theuer sind.“

„Wir haben einen Vereinigungspunct,“ sagte, der Künstlerin göttig die Hand reichend, die Kaiserin. „Dieselbe Blume befränzte meine Jugend und Ihre Liebe, die beiden Lichtpuncte im Leben der Frau.“

Die Malerin küßte die ihr dargereichte Hand und verließ, sich tief verneigend, das Gemach. Mit einer Thräne im Auge, sah ihr Josephine nach; galt sie dem Glück der Jugend oder der Liebe? — Für sie war beides abgeblüht.

[718]

r . . .

### Unsere Gemüse und Blumen.

Fast alle unsere Getreidearten, unsere Gemüse und Blumen sind nicht ursprünglich unserem Vaterlande angehörig, sondern sind aus andern, zum größten Theile südlicher gelegenen Gegenden dahin verpflanzt und liefern einen erfreulichen Beweis, wie viel der Geist und der unermüdlche Fleiß der Menschen den Kräften der Natur abzurufen vermag. Die ältesten Urkunden der früheren Bewohner Deutschlands erzählen nur, daß sie Gerstebrei geessen, Gerstensaft getrunken, sie sprechen von Holzapfeln, Holzbirnen, Mispeln und Schleh, aber keine der jetzt bei uns einheimischen und uns unentbehrlichen Getreide- und Gemüsearten, keine der Blumen, welche unsere Gärten schmücken, war in dem mit Sümpfen und dichten Wäldern bedeckten Deutschland zu finden. Von den jetzt bei uns einheimischen Erzeugnissen des Pflanzenreiches stammen, um nur einige Beispiele anzuführen, der Roggen und Weizen aus der Tartarei, der Buchweizen aus Asien, die Kartoffeln aus Amerika. Kürbisse und Melonen sind aus Astrachan, Blumentohl aus Cyprus, Spargel aus Asien, Kresse von der Insel Kreta, grüne Erbsen aus Italien und Griechenland, Petersilie aus Aegypten, Schalotten aus Syrien gekommen. Von den Blumen stammt die Rose aus Persien, der Jasmin aus Ostindien, der Hollunder aus Persien, die Tulpe aus Capadocien, die Lilie aus Syrien, die Tuberose aus Java, die Nelke aus Italien, die Aftier, Georgine und Camelle aus China.

[719]

g . . .

### Briefmarken und Briefmarken-Sammlungen.

(Fortsetzung.)

Auch diese von der provisorischen Regierung ausgegebenen Marken hatten nur eine kurze Dauer. Sie machten den bisher im Königreiche Sardinien gebräuchlichen Marken Platz, dessen König, Victor Emanuel, nun sämtliche hier genannte Staaten unter dem Namen eines Königreiches Italien vereinigt. Sein Bild ist es denn auch, das von den nach Centi berechneten

und in verschiedenen Farben ausgeführten Marken (Abbildung Nr. 194—96) herniederblickt. Die jetzt im Königreiche Italien gebräuchliche Zeitungsmarke (Abbildung Nr. 197) trägt in der Mitte die ihren Werth bezeichnende Zahl und ist schwarz auf weiß ausgeführt.

Da wir der in den italienischen Besitzungen Oesterreichs gebräuchlichen Briefmarken bereits bei diesem Reiche erwähnt



haben, so bleibt uns für Italien nur noch die Beschreibung der im Kirchenstaate coufirirten Briefmarken übrig. Sie tragen sämtlich als Zeichnung zwei gekrenzte Schlüssel mit einer Mütze darüber und sind je nach der Verschiedenheit ihres Werthes in verschiedenen Formen und Farben ausgeführt. Rechn der im Kirchenstaate üblichen Marken (Abbildungen Nr. 198—207) sind nach Bajocchi berechnet und nur eine, die höchste Marke (Abbildung Nr. 208) gilt einen Scudo.

(Schluß folgt.)

### Mode-Notizen.

Fast scheint es, als wäre der Mode zu ihrer so lange ruhmvoll geübten Alleinherrschaft jetzt ein gar mächtiger Rivale entstanden in dem lebensfrohen Prinzen „Carneval“, der mit sprudelnden Humors neckischem Treiben alle Welt in seinen Zauberkreis bannet. Doch versteht es die vorerwähnte hohe Gebieterin, nach weiser Frauen Art, die ihr etwa gefährlich werdenden Feinde in treue Verbündete umzuwandeln, und so muß auch Prinz Carneval nur ihrem Glanz- und Schönheits-Entfalten die Folie leihen. — Ein allgemein sehr gern besogter Machtpruch der Mode gestattet zur Ball- und Gesellschafts-toilette über einer langen und weiten Robe noch ein kürzeres Oberkleid von absteckender Farbe zu tragen. — Die Blätter dieser gewöhnlich aus schwerem Seidenstoff oder Velours bestehenden Robe sind in den Nähten etwa 30 Cent. hoch keilförmig geschliffen, daselbst wie um den äußeren Rand mit Puffen, Nischen, Franzen oder Spitzen garnirt und meistens durch Agraffen von Federn oder Perlensträhnen in Festsitz aufgenommen; ein anderes Arrangement giebt die Tunica nur vorn der ganzen Länge nach offen, mit abgerundeten Ecken, nach hinten zu schleppartig sich verlängernd, daß sie bis zur Garnitur des Unterkleides reicht. Eine solche, durch Originalität wie durch feinste Eleganz gleich ausgezeichnete Toilette sehen wir, bestehend aus einer sehr langen weißen Atlasrobe, ringsum mit bouillonnés von Illusionenstill garnirt, welche durch Velours-Agraffen von der Farbe der Tunica unterbrochen waren. — Letztere, aus grünem Velours in der beliebtesten Nuance des vert pomme, hatte ringsum eine Garnitur von weißen Straußenfedern, deren je zwei und zwei durch eine Perlmuttern-Rosette verbunden wurden. — Das Ensemble dieser Toilette vervollständigte ein arabischer Burnus aus weißen Spitzen und eine Coiffüre von grünen Rosen, auf welchen sich ein wundervoll in Perlmutter gearbeiteter Schmetterling wiegte; das die Rosen umgebende Laub war ganz mit kleinen, flimmernden Schneekrysalen übersiret, die den natürlichen täuschend ähnlich saßen und an reizendem Effect die edlen Diamanten übertrafen. — So sehr ein derartiges aus zwei Roben bestehendes Arrangement auch den Luxus einer Toilette zu erhöhen scheint, so können wir doch nicht umbin, die Beliebtheit, welche dieselbe bereits gewonnen, gerechtfertigt zu finden, zumal da sich zu solchem Oberkleid sehr gut eine Robe verwenden läßt, die durch öfteres Tragen am unteren Rande bereits etwas mitgenommen worden, nun aber um so viel verkürzt und durch die Garnitur gehoben, wiederum neue Frische und Schönheit gewinnt.

Für Haustoilette trägt man besonders gern das russische Cosium, nämlich eine Bluse mit recht weiten Ärmeln aus Flanell oder Cashmir in leuchtender Farbe, dazu ein anschließendes vorn offenes Jäckchen ohne Ärmel aus Sammet oder Tuch in dunkler Farbe. — Auch stehen casaqueartige Ueberwürfe, sogenannte coin de feu vorzüglich in Gunst, welche

als heuere und schützende Hülle gegen den auch im Innern des Hauses sich geltend machenden Einfluß des rauhen Winters in annehmlicher Behaglichkeit ihrem bezeichnenden Namen vollkommen entsprechen.

Bei jungen Damen ist für Gesellschaftstoilette das florentinische Nieder aus farbigem Velours sehr beliebt, welches ähnlich dem ceinture grecque, jedoch vorn und hinten zum Schließen eingerichtet ist und einen herzförmigen Ausschnitt hat, der mit einem plastron von weißem Atlas oder poult de soie unterlegt ist. — Vier tiefgehende, durch Schnüre und Quasten verbundene Schnebben sowie reichverzierte Spannettes geben dem Nieder einen äußerst pittoresken Reiz. — Man trägt dazu ein weißes lustiges Campanahemd mit Guipüre und Spitzen geschmückt.

Zu den schon erwähnten griechischen Taillen tragen die jungen Damen eine ebenfalls griechische Coiffüre, bestehend aus einer im Nacken liegenden Haarschleife, welche mit einem, zugleich die vordere Haarfrisur krönenden einfachen Bandeau von rothem Plüsch oder einer starken Goldcordel aufgebunden ist. — Auch wird, besonders von jüngeren Damen, die fast allzu kostbare modische Federgarnitur an Kleidern z. durch gekräuselte Seidenfranze imitiert.

Die vielseitigste Verwendung zu allen Toilettegegenständen finden die Spitzen, entweder in Zusammenstellung von schwarz und weiß oder vorherrschend in einer der beiden Farben. — Man fertigt daraus Blätter, Palmen, Schleifen, Schmetterlinge, und alle nur möglichen phantastischen Gebilde. — Vorzüglich schön sind aus solchen Spitzen Rotondes oder auch arabische Burnus (Bevünnes), welche wie mit einem luftigen Schleier die ganze Gestalt umhüllen und dennoch die Schönheit der darunter befindlichen Toilette zur Geltung kommen lassen.

Die Herrschaft der vielgeschmähten und eben so viel vertheidigten Keisröcke (Crinolines) scheint sich noch einer langen ruhmvollen Dauer erfreuen zu sollen, denn es werden auf diesem Gebiete so äußerst glückliche Neuerungen angestrebt, daß sie die bis dahin oft großen Unbequemlichkeiten der Crinoline gänzlich verschwinden machen. — So wird z. B. der jupon multiforme mit gegliederten Einlagen derartig contruirt, daß sein Umfang beliebig zu verringern ist, und man den Jupon sogar mittelst einer Vorrichtung an beiden Seiten etwas in die Höhe klappen kann, was zumal für Promenaden am Arm eines Herrn oder sonst in Gesellschaft von besonderer Annehmlichkeit sein dürfte. — Der jupon Tavernier, von welchem wir in nächster Zeit eine Abbildung geben werden, ist ebenfalls äußerst zweckmäßig eingerichtet, indem die Reifen in der vorderen Mitte nicht zusammenstreffen, sondern einen, nur durch den Stoff des Neberzuges gefüllten Zwischenraum bilden und somit die Freiheit gewinnen, sich jeder Lage anzupassen. — Das Haus Gerson, Berlin, hat derartige Jupon's stets vorräthig.

Im Bereiche der weniger kostbaren Bijouterien machen sich zwei Novitäten bemerkbar, welche in der That Erwähnung verdienen. Es ist dies zunächst ein Schmuck aus feinen geflügelten Stahlplättchen, welche mosaikartig zu den verschiedensten Figuren zusammengefügt sind, und besonders auf einer Folie von Steinkohle oder Jet einen reizenden, höchst brillanten Effect geben. — Von soliderer Wirkung, jedoch einer gewissen distinguirten Würde, ist ein vollständiger Schmuck aus dunkelfarbigem Sammet, wie perle, blau, roth u. c., mit einer feinen Application von schwarzem Sammet. — Den einzelnen Bestandtheilen solchen Schmuckes, als Broche, Boutons u. s. w., giebt man meistentheils Hufeisen- oder Halbmondsform. Zur Befestigung der Cashmirhaube trägt man eine große Broche in Form einer Palme von matten Golde, auf welcher die Cashmirhaube in Emaille mit buntester Farbenpracht ausgeführt sind.

V. M.

[722]



Aehrenlese.

Man sollte keine Gefühle verrathen, die sich selbst in dem stillsten und verborgenen Kämmerchen des Herzens verdecken. Deckt doch ein Gärtner die zartesten Gewächse mit einer Glocke zu, daß sie ungestört gedeihen.

Schaffet die Thränen der Kinder ab! das lange Regnen in den Blüten ist so schädlich.

Laß das Kind nie vergebens nach etwas verlangen, was gewährt werden kann, bewillige alles, was irgend zugestanden werden darf; aber laß durch Trost Dich nie wankend machen in dem, was Du einmal beschloffen.

Der Stolz auf eine einzige Tugend richtet mehr Unheil an, als alle Fehler.

Nur nicht von den Deinem Nivalen gespendeten Lobspriechen verlegt zu werden, giebt es nur ein Mittel — aus vollem Herzen darin einzustimmen.

Im Willen liegt die Schuld, nicht in der That.

Wildheit wandelt in Größe sich wohl und trohige Selbstkraft, Aber der Leichtfinn, nie schwingt er zur Würde sich auf.

Der Gottesleugner ist nichts als ein Undankbarer, der den Wohlthäter leugnet, um ihn nicht dankbar sein zu müssen.

Sanftmuth muß die Strenge mildern, die Liebe und nicht der Zorn muß strafen.

Die Augen können ihre Freude, wie ihre Traurigkeit verbergen, nicht so die Lippen. Sie zittern, öffnen sich, pressen sich aufeinander, erleiden und lächeln, ohne daß wir etwas dagegen zu thun vermögen. Glaube darum weit weniger dem, was der Mund spricht, als dem, was seine Bewegungen ausdrücken.

Sich reich glauben, heißt reich sein.

Das Gewissen ist die Stimme Gottes, der Verstand ist nur die Stimme der Menschen.

[717]

Einige unschädliche Schönheitsmittel.

Die Sitte, oder besser Anstalt, der Schuppflästerchen und Schminke, im vorigen Jahrhundert nicht nur beliebt, sondern vollständig sanctionirt, hat in unserm Zeitalter die ihr gebührende Würdigung erhalten. Ein geschminktes Angezicht ist ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung geworden und nur auf der Bühne erachtet man es noch als statthaft und nothwendig durch die Anwendung der Schminke sich auf eine der Situation angemessene Weise zu metamorphosiren. Haben auf diese Weise die Toiletentische unserer Frauen nicht mehr jene, die verschiedensten Farbstoffe enthaltenden Büchsen und Dosen aufzuweisen, so entbehren sie deshalb doch nicht aller kosmetischen Mittel. Auch jetzt noch sucht man die Schönheit des Teints, der Lippen, Augenbrauen u. s. w. durch Anwendung von Essenzen aller Art zu erhöhen und geräth dabei häufig an solche, welche nicht nur gerade die entgegengesetzte Wirkung haben, sondern obenein noch von entschieden nachtheiligem Einfluß auf die Gesundheit sind. Versuchen wir diese, sich oft unter pomphaften Namen in die Frauenwelt einschleichenden Gifte zu verdrängen, indem wir die Leserinnen mit einigen ebenso bewährten als unschädlichen kosmetischen Mitteln bekannt machen.

Ein vorzügliches, alle zur Conservirung des Teints angepriesenen Essenzen weit überragendes Mittel ist das Benzoewasser, welches die Haut belebt, sie geschmeidiger macht, vor Blüthen und dergleichen störenden Erscheinungen bewahrt und dabei ohne jeglichen Nachtheil für die Gesundheit ist. Die Benzoeintinctur, welche einen höchst angenehmen Geruch hat, ist mit geringen Kosten in den meisten Apotheken zu erlangen; einige Tropfen davon in ein Glas Wasser gegossen, färben dasselbe weiß, während die Benzoe als weißer Bodensatz auf dem Grunde des Gefäßes erscheint und durch Aufguss von Wasser und Umrühren immer wieder verwendet werden kann. Wo man die Benzoeintinctur nicht erhalten kann, bereite man sich das Benzoewasser selbst, indem man Benzoeharz in Wasser kocht. Auch bei diesem Verfahren löst sich das Harz nicht auf, sondern theilt nur dem Wasser die Farbe und den Geruch mit.

Das Benzoewasser verwendet man, indem man ein Tuch in dasselbe taucht, mit diesem das Gesicht befeuchtet und die Flüssigkeit auf der Haut trocknen läßt. Zuweilen bleiben von dem Bodensatz der Benzoe leichte weiße Spuren zurück, die man indes mit einem trocknen Tuche leicht verwischt faun. Ebenso gute Dienste wie für den Teint, leistet das Benzoewasser im blaffen Lippen eine frische rosige Farbe zu verleihen. Es ist daher weit rathfamer, die Lippen gleich dem Gesicht mit einem in diese Flüssigkeit getauchten Tuche zu befeuchten, als seine Zuzucht zu ändern, zu diesem Zwecke ersitzenden Mitteln zu nehmen. Ganz besonders widerwärtig ist die häßliche fettige Pomnade.

Viele Frauen erstrecken ihre Sorgfalt für das Gesicht nicht nur auf Teint und Lippen, sondern dehnen sie auch auf die Augen aus, welche sie mit schwarzen Linien umziehen, während auf diese Weise den Widen ein ganz besonderes Feuer zu verleihen. Was uns anbetrifft, so können wir uns mit dieser Art, die Natur zu corrigiren durchaus nicht befreunden und sind entschieden der Ansicht, daß durch dieses Verfahren selten eine Frau schöner wird, wohl aber viele häßlicher erscheinen, als sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind.

Weit gerechtfertigter scheint uns das Bestreben, den oft schwach gezeichneten Augenbrauen durch ein leichtes Färbemittel zu Hilfe zu kommen und auf diese Weise den Bogen mehr Schwung und Schärfe, dem Gesicht dadurch mehr Ausdruck zu verleihen. Leider bedient man sich aber auch zu diesem Zwecke häufig Tincturen, welche der Gesundheit wenig zuträglich und doch giebt es gerade hierzu ein eben so einfaches als unschuldiges Mittel. Eine abgeschälte Mandel bewirkt den ganzen Zauber. Schwärzt man dieselbe nämlich an ihren äußeren Spitzen an der Flamme des Lichtes und fährt mit ihr mehrmals über die Augenbrauen hin und zurück, so erscheinen dieselben augenblicklich dichter und schwärzer. Die Mandel ist mithin ein vortreffliches, jeden Pinjel überflüssig machendes und, was die Hauptsache ist, vollständig unschädliches cosmetisches Mittel. Im Orient, dem Vaterlande der Schönheitsmittel, bedient man sich zum Schwärzen der Augenbrauen allgemein der angebrannten Mandeln.

[716]

Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 52.

Es denkt die Mutter vorwurfsvoll Des Leids, das ihr der Sohn gebracht, Die Mutterliebe weicht dem Groll Und in dem Herzen wird es Nacht.

Er tritt herein; sie mißt ihn kalt Mit einem finstren, strengen Blick — Da feht mit siegender Gewalt Erinnerung früher Zeit zurück.

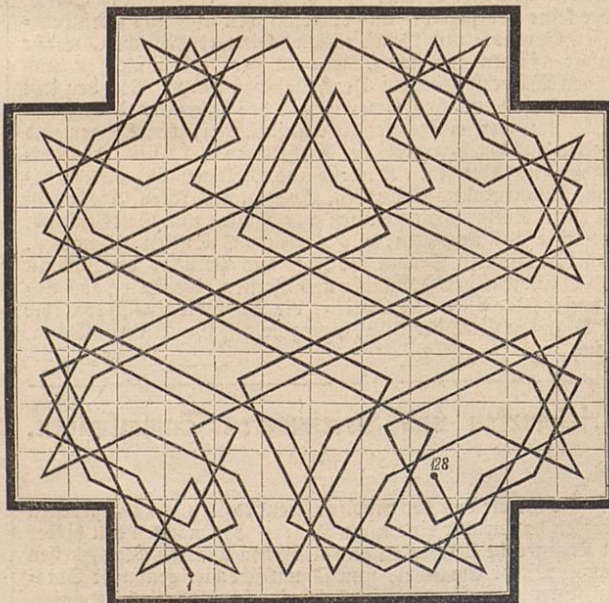
[700]

Sie sieht im Manne Zug für Zug, Ob es auch Leidenschaft entstellte, Das Antlitz, das der Knabe trug, Der einnt ihr höchstes Glück der Welt.

Der Zorn entweicht, die Thräne rinnt; Das Mutterherz spricht immer laut, Weil es das unschuldvolle Kind Noch im verlorenen Sohne schaut.

J.

Schlüssel zur Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 52.



28

Auflösung des Rebus Seite 52.

„Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“

Auflösung des Räthfels Seite 52.

„Aether.“

Bierjhlbige Charade.

Wer stille weiß die ersten Zwei zu tragen, Die Letzten keinem Menschen möchte meiden, Bei seinen eignen Letzten bleibt bescheiden Und nie sie zeigt, hört er den Nächsten klagen, Daß er gelitten hab' die ersten beiden, Den wird das Ganze Andrer selten plagen.

[699]

P. J.

Zweijhlbige Charade.

Wohl siehet es an Dem tüchtigen Mann, Wenn sein Zweites das Erste ist. Doch das Erste sein Durch Zweites allein Wird nie, wer das Ganze vergißt. Es reiße ihn fort Zu Thaten und Wort Das Zweite mit stürmischem Sinn; Wenn Macht es ihm giebt Und Ganzes er lübt Dann nennet das Erste man ihn.

[691]

P. J.



Correspondenz.

V. v. Sch. aus Rußland. Die letzte Arbeitsnummer des vorigen Jahrgangs enthält zwei Leppich-Bordüren, die sich mit Leichtigkeit erweitern und verkleinern lassen; eine der nächsten Nummern bringt ein sehr originelles Dessin zu einem vollständigen Leppich — specieller auf Ihre Wünsche einzugehen ist uns nicht möglich.

Dr. F. v. S. in H. So viel als möglich soll Ihre Bitte Berücksichtigung finden.

Dr. B. J. in G. Man garnirt die Schlüsselbörchen meistens mit kleinen Lambrequins in Perlen oder Tuchapplication; zu beiden bietet Ihnen der Bazar Dessins der verschiedensten Art. Die Form der Schlüsselbörchen selbst ist noch wenig verändert und es kann Ihnen das auf Seite 201 des Jahrgangs 1861 gegebene noch als Norm dienen.

Dr. C. S. in M. Mit dem Preis hat es seine Wichtigkeit. Dr. v. S. in B. In der Blumenfabrik von Zell, Friedrichstr. 176, finden Sie das Gewünschte. Das Riffen raten wir mit weißen Spitzen oder Obermüllstrangen zu garniren und die Stücker theils mit Cantille, theils mit glattem Silber auszuführen.

Dr. H. W. in W. Die Mode begünstigt in dieser Saison das Zweifarbigste. Sie können also sicher sein, in einem zweifarbigem Domino elegant zu erscheinen.

Dr. C. K. in W. Mäntelschnitte haben wir sowohl im Bazar als in den „Parier Modellen“ in so reicher Auswahl gebracht, daß wir diese Frage als erledigt betrachten dürfen.

Dr. A. J. in M. Beim Uebertragen der Dessins auf unbeschäftigten Stoff legt man zwischen letzteren und das Musterblatt ein Stück farbiges Copirpapier und zieht die Contouren des Musters mit einem etwas feinen Gegenstand leicht aufwickelnd nach. Bei Anwendung der gehörigen Accurateste kann man auf diese Weise jedes Dessin vollkommen correct übertragen.

Die treue Verehrerin in W. Ausstattungs-Wäsche wird gewöhnlich mit den Anfangsbuchstaben des Vorn- und Zunamens der Braut gezeichnet. Im Dessin zu englischer wie französischer Stücker, dem genannten Zweck entsprechend, hat der Bazar es nicht fehlen lassen.

Dr. C. v. S. in Ch. Ein Fond von gemustertem schwarzen Seidentüll, in Form eines Tuches oder Salmas, würde sich am besten zur Anwendung von Spitzen garnituren, zum Zweck eines leichten Umhanges, eignen.

Dr. Gr. Th. S. in A. Wir wollen suchen Ihren Wünsche nachzukommen. Dr. C. W. in N. Wir bedauern, von dem Eingelauten keinen Gebrauch machen zu können.

Eine Abonnentin in B. Vielleicht, Dr. H. S. in W. Ihr Neujahrsgruß traf viel zu spät bei uns ein, um den Leserinnen des Bazar noch geboten zu werden.

Dr. C. G. in B. Viel zu local, um für uns brauchbar zu sein. Dr. A. J. in P., Dr. C. J. in M. in S. Nichtig.

Dr. L. Sp. in B. C. Ihr Vorschlag ist für uns nicht ausführbar, da unser Zweck vollkommen erreicht, wenn die betreffenden Werke über Briefmarken finden Sie übrigens in jeder größeren Buchhandlung.

Dr. A. G. in W. bei C. Sie befinden sich im Irrthum, dergleichen Besorungen liegen gänzlich außer unserm Bereiche und können von uns nicht ausgeführt werden.

Dr. A. in S. Entspricht der Tendenz unseres Blattes nicht. Dr. H. W. in P. Versagen Sie über das Eingelante, wir haben keine Verwendung dafür.

Dr. B. S. in W. v. J. II. Das von Ihnen angegebene Verfahren ist uns nicht neu, wir haben vielmehr ein ähnliches schon früher im Bazar mittheilt und verweisen Sie, um sich genauer davon zu unterrichten, auf den im Jahrgang 1862 auf Seite 344 enthaltenen Artikel über Kunstwäscher.

Dr. A. F. N. in L. Für uns nicht brauchbar; weitere Kritik erlassen Sie uns.

Dr. B. C. in D. Als langjährige Abonnentin des Bazar werden Sie sich überzeugen können, daß derselbe schon öfters seine Spalten einer eingehenden Besprechung über die Pflege der Haut geöffnet hat. Die zuletzt in dieser Beziehung ertheilten Rathschläge finden Sie auf Seite 252 des Jahrgangs 1863. Das Wiederaufkräuseln der Sträußenfedern raten wir einer Blumenfabrik zu überweisen, da eine des Verfahrens unkundige Hand dieselben leicht verderben könnte.

Dr. M. W. in S-g. Wir werden auch in diesem Jahrgange des Bazar eine Nummer erscheinen lassen, welche ausschließlich Schnitt und Arrangement von Damen- und Kinderwäsche (Layette) bringt. In derselben werden Sie alle Ihre Wünsche in dieser Hinsicht befriedigt finden.

Dr. N. M. W. auf P. Die erwähnte kleine Nähmaschine (Bijou) dürfte in der That für Ausführung starker Nähte in Hausleinen zc. nicht geeignet sein, da dieselbe nur eine Vorrichtung in leichten Stoffen, wie z. B. Tüll, Mull oder feinem Shirting arbeitet. Zur Erlangung einer Ihrem Wunsch entsprechenden Nähmaschine wollen Sie sich an das Haus Manasse, Berlin Markgrafenstraße Nr. 62 wenden, welches dieselben in der verschiedensten Größe und Construction vorräthig hat.

Dr. A. G. in N. Die beiden ersten Arbeitsnummern dieses Jahrganges haben Alles gebracht was Sie wünschen.

Dr. C. K. in Sp. Wir können keinen Gebrauch davon machen und müßten auch für weitere Eingelanten danken.

Dr. F. v. S. in W. b. L. Für beide Künste würde sich auf dem Westschritlicher und bildlicher Darlegung allein ein sehr unvollkommenes Resultat erlangen lassen, daher wir den Raum nicht dafür offen können.

Dr. M. S. in P. bei M. Dessins zur Mosaik in Tuch- oder Seidentüchlein finden Sie auf Seite 111 und 256 des Jahrgangs 1862. — Für Tüllstücken können die Dessins etwas vergrößert werden.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen.

Da der Bazar vierteljährlich bekanntlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Die Expedition.